Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 9. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. September 1877.

Inhalt: Aus dem hohen Norden Amerika's (Fortsetzung). — Bombay und seine Umgegend (Fortsetzung). — Ausflüge im Libanon (Fortsetzung). Nachrichten aus den Missionen: Tibet; Ostindien; Westafrikanische Inseln; Brasilien. — Miscellen.

Aus dem hohen Norden Amerika's.

Das apostolische Vikariat Athabaska-Mackenzie.

(Fortsetzung.)

I. Land und Leute (Schluß).

Wenn auch die geographischen und klimatischen Verhältnisse jenes Vikariates, das sich am weitesten gegen Norden hin bis in die Gegenden des ewigen Eises und Schnees erstreckt, uns höchst ungünstig erscheinen, so hat doch auch hier die freigebige Hand Gottes in reicher Fülle die Beweise ihrer Macht und Güte ausgestreut. Allerdings ist das Land nach unseren Begriffen unwirthlich, aber seine Bewohner lieben es und möchten es nicht gegen ein freundlicheres und fruchtbareres vertauschen. In der That finden sie ja dort auch nicht nur, was ihnen zur Fristung ihres leiblichen Lebens nöthig ist und ihnen ein gewisses Wohlsein ermöglicht, sondern nicht minder, was sie zur Erkenntniß und Liebe ihres Schöpfers hinzuleiten vermag.

Hinsichtlich der Vegetation zerfällt das Gebiet in drei Zonen; der südlichste Streifen, der nicht über 52° 20′ n. Br. hinausreicht, trägt noch das Gepräge der Prärie: wenig fruchtbarer Boden, spärlicher Holzwuchs, abwechselnd mit vielen kleinen Salzseen. Dann folgt die Zone der Wälder, die am Mackenzie bis über den 68° hinaufgeht; der nördlichste Baum ist die Weißtanne, hinter welcher die Birke nur wenige Meilen zurückbleibt. Je weiter man nach Süden vorrückt, desto mehr treten die Nadelhölzer vor den Laubbäumen — Birken, Weiden, Pappeln — zurück. Besonders üppig ist der Waldwuchs in den Flußthälern und an den Ufern der Seen. Am nördlichen Arme des Saskatchewan gedeiht noch der Waizen; aber bereits am Sklavensee wollen Gerste und Zwiebeln nicht mehr reifen, und weiter nach Norden vermag selbst die Kartoffel kein grünes Blatt mehr zu treiben. Verkrüppeltes Gemüse und Wurzelgewächse werden selbst an den nördlichsten Niederlassungen noch gezogen, aber nicht selten bringt hier eine klare Sommernacht strengen Frost, der die bescheidene Hoffnung des Ansiedlers zerstört. Zum Ersatz läßt Gott die Wälder Beeren aller Art hervorbringen: Erdbeeren, Himbeeren, verschiedene Arten Johannisbeeren, Heidelbeeren, Bärentrauben u. A. m., auch wilde Birnen und Kirschen. Europäer und Wilde spähen diesen kleinen Früchten nach. Man mischt sie unter das getrocknete Fleisch und würzt so diese sonst einförmige Nahrung. Jenseits der Wälderzone liegen die Barren Grounds, ein unebener, felsiger Boden, auf welchem nur niedrige Sträucher und zwerghafte Bäume gedeihen, daneben noch manche eßbare Beeren und Wurzeln, Gräser, Binsen, Schilf, vor Allem aber Moose und Flechten. Besonders wichtig unter letzteren sind mehrere Arten (Gryophora), welche auch für Menschen genießbar sind, und von denen die Mitglieder der zweiten Franklin'schen Polar-Expedition wochenlang leben mußten.

So arm die Hudsonsbailänder an vegetabilischen Nahrungsmitteln, so reich sind sie an Wild. Der König der Wälder ist der Elk oder das Elenthier aus der Familie der Hirsche.

Wie groß war nicht ehedem sein Reich! In alter, alter Zeit soll es in Nordamerika bis nach Virginien verbreitet gewesen sein, während es bis herab in die Lombardei und an den Nordabhang des Kaukasus frei die europäische Wildniß durchschweifte. Cäsar erwähnt es als einen Bewohner des deutschen Urwaldes, und vom Recken Siegfried ward gesungen:

„Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elk,
„Starker Ure viere und einen grimmen Schelch" —

aber die Jahre seiner Herrschaft waren gezählt. Schon die Kaiser Otto I., Heinrich II. und Konrad III. suchten durch Jagdverbote seiner Verminderung zu steuern. Im Jahre 1760 ward das letzte Elen in Galizien geschossen. Heute ist es auf den Norden beider Continente beschränkt und selbst hier noch in Abnahme begriffen. Das erwachsene Thier erreicht die Höhe eines Pferdes und ein Gewicht von 500 Kilogramm. Trotz seines etwas plumpen Baues trottet es doch schnell und mit unglaublicher Ausdauer, weßhalb die Indianer die Zeit abwarten, wo es, vom höchsten Norden kommend, die Meeresarme durchschwimmt, welche die Inseln des Polararchipels vom Festlande trennen. Dann überfallen sie in Kähnen die überrumpelte Heerde, die wehrlos ihren Streichen erliegt.

Vom Renthier, das den Anwohnern des Eismeeres Nahrung und Kleidung gewährt, kommen zwei Arten vor. Hasen sind in den Wäldern in solcher Menge vorhanden, daß ein Knabe in vierzehn Tagen leicht 400—500 derselben in Schlingen einfangen kann. Schickte doch einmal ein Beamter der Hudsonsbai-Gesellschaft eine ganze Tonne Hasenzungen nach England! Indessen greift der Eingeborne nur dann nach dieser Beute, wenn andere Nahrungsmittel mangeln. An Größe steht der Polarhase dem europäischen weit nach, indem er selten größer wird als ein Kaninchen; zudem hat sein Fleisch einen üblen, harzigen Beigeschmack. Von Vögeln kommen vorwiegend nur Strandläufer und Schwimmvögel vor und die Gewässer sind reich an wohlschmeckenden Fischen.

Die Angaben über den Stand der Bevölkerung sind, bei dem völligen Abgange statistischer Aufnahmen, selbstverständlich äußerst unsicher und schwankend. Der Missionär P. Petitot schätzt dieselbe auf ungefähr 48,000 Seelen, von denen 30,000 Indianer, 8000 Eskimos, ebenso viele Mestizen und 2000 Weiße[1]; letztere aus Schottland, Norwegen, den Orkaden und namentlich aus Kanada. „Dieser hohe Norden," fährt P. Petitot fort, „ist eine zum Verzweifeln traurige Öde; ich glaube nicht, daß auf 100 □ Meilen durchschnittlich mehr als 12 Bewohner kommen. Diese geringe Bevölkerung drängt sich auf einzelne Punkte zusammen, die oft hunderte Stunden von einander entfernt liegen. Daraus erklärt es sich, warum einerseits so viele Missionäre und andererseits so viele Handelsforts nöthig sind." Mit den Weißen und Mestizen brauchen wir uns nicht näher zu befassen, und auf die Eskimos gedenken wir später zurückzukommen; so wenden wir denn unsere Aufmerksamkeit zunächst ausschließlich den Indianern zu.

In das weite Gebiet westlich vom Felsengebirge theilen sich drei Stämmefamilien der Rothhäute. Im Süden reichen Sioux, Schwarzfüße und Assiniboinen über die Grenze der Vereinigten Staaten in's britische Territorium herüber. Vom 50.—56. Breitegrad finden sich Stämme, welche der Familie der Algonkine beizuzählen sind: die Chippewas (auch Saulteaux geheißen nach der Niederlassung Sault-Ste.-Marie am nördlichen Ufer des Einflusses des oberen in den Huronensee), die Kris und — zwischen dem Winipegsee und der Hudsonsbai — die Muskagos. Nördlich vom Athabasca-See bis zu den Eskimos hausen die Chippewayan (auch Montagnais genannt, wiewohl ihr Land zum allergeringsten Theil gebirgig ist), unter denen wir die Sklaven-Indianer am gleichnamigen See, südwestlich von ihnen die Biber-Indianer, nordwestlich zu beiden Seiten des Mackenzie die Hundsripp-Indianer und die Loucheurs oder Schieler, und nördlich vom Bären-See die Hasenhäute erwähnen.

Die Kris sind von kleinem Wuchs. Das Gesicht ist länglich, die Stirne spitz zulaufend, die Nase gebogen, der Blick durchdringend, der Geist geweckt, die Rede flüssig und bewegt. Alles an ihnen verräth Rührigkeit und Thatkraft. Sie bilden Lager von 200—300 Hütten, in deren jeder eine oder auch zwei Familien wohnen. Der oberste Häuptling, dem der Rath der übrigen Häuptlinge zur Seite steht, übt eine häufig bloß nominelle Gewalt. Jagd und Krieg sind Lieblingsbeschäftigungen. Vorzugsweise wird der Büffel wegen seines nahrhaften und wohlschmeckenden Fleisches und seines warmen, zottigen Felles gejagt. 500—600 an der Zahl stürzen sich die berittenen Jäger tollkühn in eine Heerde von mehreren tausend Büffeln und erlegen Stück um Stück mit wohlgezielten Schüssen. Aber nicht jedesmal läuft die Sache so glatt ab: zuweilen fällt der verwundete Büffel wüthend über seinen Verfolger her und zerfleischt mit seinen Hörnern Roß und Reiter. Der Krieg ist häufig und wird leidenschaftlich geführt. Dem jungen Krieger gereicht es zu hoher Ehre, wenn er die Skalpe erschlagener Feinde heimbringt und geraubte Pferde an Verwandte und Freunde vertheilt: auf diesem Wege mag er zu Einfluß und zur Würde eines Häuptlings gelangen. Es hält schwer, den endlosen Fehden, auch nach der Annahme des Christenthums, Einhalt zu thun. Auch sind Gewaltthätigkeit, Rachsucht, Diebstahl und Unsittlichkeit nichts Seltenes.

Die Kris, gleich anderen verwandten Stämmen, wissen von dem guten Geiste und von einem ihm widerstreitenden bösen Geiste. Ihre Priester heißen moskikiwiginiest, „Medizinmänner", oder manivockaso, was so viel heißt als „derjenige, der den Gott macht"; sie gelten zugleich als Zauberer. Dem bösen Geist opfern sie einen Hund, auf daß er keinen Schaden zufüge; dem guten Geist ein edleres Thier, ein Renthier oder einen Hirsch. Die Güter, um welche sie ihn bitten, sind ganz untergeordneter Natur: einträgliche Jagd und ergiebiger Fischfang. Eine höchst sonderbare religiöse Ceremonie, welche auch bei den Chippewas begangen wird, ist der Mitew. Dieses Wort bedeutet Handwerk, Opfer, Gericht. Zu dem Mitew beruft um die Zeit der Herbst-Tagundnachtgleiche der schokaskwew oder Oberpriester so viele Wilde, als nur immer möglich. Die Einladungskarte wird durch ein rübenförmiges Stück Tabak vertreten; dessen Annahme bedeutet so viel, als sein Erscheinen beim Mitew zusagen; es zurückweisen — wer hätte den Muth, das zu thun! — hieße es doch den Zorn der Medizinmänner herausfordern, die ihr Opfer einem jähen Tod zu überantworten oder in einen Bären oder in ein Pferd zu verwandeln vermögen. Sind die Geladenen alle am Orte der Zusammenkunft eingetroffen, dann wird eine langgestreckte Hütte errichtet, mit einem Ausgange an den beiden Enden. Das ist die Raths-

[1] Hierbei ist natürlich die neueste Einwanderung am rothen Fluß und am Saskatchewan unberücksichtigt geblieben.

hütte. In vollem Kriegsschmuck und festlicher Bemalung stellen sich die Männer längs der Längenwand auf, während der mittlere Raum frei bleibt. Nun treten die Medizinmänner ein, der Oberpriester an ihrer Spitze; jeder trägt ehrfurchtsvoll die Haut irgend eines Thieres, das ihm im Traume erschienen ist und nun von ihm als sein powakan oder Schutzgeist verehrt wird, in der Hand. Da sieht man Häute von Büffeln, Wölfen, Füchsen, Wieseln, Mäusen, Schlangen und anderem Gethier mehr. Nun werden auch noch alle heilkräftigen oder giftigen Wurzeln, welche die Medizinmänner den Sommer über gesammelt haben, hereingebracht und auf den Boden niedergelegt, und jetzt beginnt der erste Akt des Mitew, die Wurzelschau. Zuerst macht ein jeder dieser Charlatane unter allerlei Verzerrungen des Gesichtes und wüstem Geschrei die Runde um die Wurzeln, indem er den Kopf seines powakan nach denselben wendet. Darauf erklärt der Oberpriester, welche Kraft nunmehr den einzelnen Wurzeln zu Theil geworden ist: die da ist gut gegen Krämpfe, jene gegen Kopfschmerzen, eine dritte gegen Kolik, eine vierte gegen Wassersucht und so fort. Hier thut es eine Wurzel allein, dort eine bestimmte Mixtur. Auch die Art und Weise des Heilverfahrens wird angegeben und nach allen diesen Erklärungen und Anpreisungen werden die Wurzeln theuer verkauft, denn das ist der Hauptzweck des Mitew.

Jetzt folgt der zweite Akt, die Einweihung; auch sie ist für die Medizinmänner ein einträgliches Geschäft. Eine Anzahl Männer, Weiber, Kinder sind würdig befunden worden, eingeweiht zu werden in die Mysterien des maëkiw, einer Art Freimaurerei. Zuerst halten die Medizinmänner über die Einzuweihenden Schau, sie stoßen wildes Geheul aus, schneiden entsetzliche Fratzen und schwingen wider jene ihre powakan, auf daß die Fetischgeister, welche in dieselben gebannt sind, allesammt in den Einzuweihenden eingehen und von ihm Besitz ergreifen. Dabei wiederholen sie unter krampfhaften Verdrehungen der Augen den Ruf: Wi! Wi! Plötzlich aber wenden alle gleichzeitig mit dem Ausrufe Wew! ihre powakan wider einen der Einzuweihenden; diese Mimik soll anzeigen, daß sie die Pfeile ihrer Geister wider ihn kehren, und darum heißt sie auch das „Pfeilen". Der Adepte, der auf seine Rolle vorher einstudirt worden ist, fällt rücklings zu Boden und bleibt steif wie ein Brett liegen. „Er ist todt!" ruft die Menge in erheucheltem Erstaunen. Sollte aber der „Gepfeilte" aus Zerstreutheit oder Bestürzung es vergessen, sich fallen zu lassen, dann raunen ihm die Nächststehenden in's Ohr: „Du bist ja gepfeilt," und unverzüglich liegt er da. — Aber nun geht es an das große Wunder des Mitew, die Todtenerweckung. Die Medizinmänner treten einer nach dem andern heran, berühren den Leib mit der Hand, mit ihrem powakan, mit heilkräftigen Wurzeln und beschreiben über und an demselben mancherlei geheimnißvolle Figuren. Sie stimmen mit schwacher, zitternder Stimme einen Gesang an. Sie hauchen den Hingestreckten an, sie gebieten ihm, zum Leben zurückzukehren. Und wirklich, er gibt ein schwaches Lebenszeichen von sich. Sie verdoppeln ihre Anstrengungen, sie strecken sich über ihn hin, drücken ihre Lippen auf seinen Körper: dann erheben sie sich wieder und speien Blut, Nägel, Glassplitter aus dem Munde. Immer augenscheinlicher kehrt das Leben in den starren Körper zurück: er dehnt sich, gähnt, öffnet die Augen und mustert mit scheuem Blicke seine Umgebung. „Warum habt Ihr mich zum Leben zurückgerufen? warum mich den Freuden der himmlischen Jagden entrissen?" — „Was hast Du da gesehen, Bruder?" tönt es von allen Seiten; „was hast Du dort oben gesehen?" Und nun hebt der Neubelebte eine Schilderung des Himmels an, wie seine Phantasie ihm dieselbe eingibt. „Was ich gesehen?" sagte einer, „den großen Geist selber hab' ich gesehen. Eingeschlichen habe ich mich in seine Wohnung, ein prächtiges Haus voll Dienern und Vorräthen und Tabak und Weibern. Kaum hat er mich gesehen, da ruft er mir zu: ‚Packe dich schleunigst fort, ich mag dich nicht behalten!' — ‚Nein,' hab' ich ihm geantwortet, ‚ich gehe nicht.' — ‚Packe dich!' ruft er nochmals, ‚geschwind kehre auf die Erde zurück, die du noch nicht hättest verlassen sollen.' — Und ich antworte ihm nochmals: ‚Nein, ich bleibe, mir gefällt es hier ganz wohl.' Da hat der große Geist ganz zornig ausgerufen: ‚Wenn du dich nicht packst, so hetze ich dich hinaus!' und hat auch gleich seine Hunde auf mich gehetzt, schreckliche Hunde das! Thiere wie Tannen so hoch, und mit Zähnen bewaffnet, so lang, wie die langen Messer der Kitschi-mokuman (Amerikaner). Wie ich aber diese gewaltigen Hunde des großen Geistes sah, da riß ich aus und so bin ich zum Leben zurückgekehrt." — Mit dieser Erweckung ist die Einweihung zu Ende. Die Eingeweihten sind verpflichtet, sich treu an die Riten der Zauberei zu halten und deren Geheimnisse zu verschweigen.

Nun folgt noch das Opfer. Weiße Hunde werden geschlachtet, ihr Blut wird an die Thürpfosten gestrichen und dann rund um die Versammlungshütte ausgegossen, dann werden die Thiere gebraten, zerlegt und verspeist, wobei man sich sorgfältig hütet, einen Knochen zu verletzen, denn das wäre von übler Vorbedeutung. Tänze, Gesänge und Gelage dauern bis in den folgenden Tag hinein.

Die Chippewayan sind von etwas mehr als mittlerer Größe, mit hervortretenden Backenknochen und einer vorn meist abgeplatteten Nase. Ihr dichtes Haar, das bei Kindern oft kastanienbraun ist, wird in späteren Jahren allemal schwarz. Die Männer tragen einen oft dichten, schwarzen Bart. Die Frauen sind von kleinerer Statur, dafür aber um so corpulenter, und dazu noch von beispielloser Unsauberkeit. Das Einzige, was sie zur Verschönerung ihres Körpers thun, ist, daß sie Haare, Gesicht und Hände in überfließender Freigebigkeit mit dem ersten besten Stück Speck einreiben: das ist ihnen Schminke und Parfüm und Pomade zugleich. Unbeschreiblich ist ihre Gefräßigkeit. Setzt man ihnen ein Gericht vor, so befühlen sie dasselbe von allen Seiten, wählen sich dann das beste Stück aus und verschlingen es mit widerlicher Gier. Dabei halten sie das Fleisch mit der linken Hand fest, stopfen davon soviel eben möglich in den Mund und schneiden dann mit dem Messer, das sie in der Rechten führen, den Bissen hart an den Lippen ab. Während des Essens herrscht selbstverständlich tiefes Schweigen, nach der Mahlzeit wischt man sich die Finger an den Haaren ab, wechselt vergnügte Blicke und jetzt erst beginnt das Gespräch. Für seinen Lebensunterhalt ist dieses Volk vornehmlich auf die Jagd angewiesen. Fische ißt man nur dann, wenn andere Nahrung fehlt. Aber wie oft fehlt während der strengen Winterszeit jede Nahrung! Ein Missionär fragte einst einen der besten Jäger eines Stammes, ob er wohl schon ganze drei Tage ohne Speise zugebracht habe. „Du kennst unsere Lebensweise schlecht," gab ihm dieser unter lautem Gelächter zur Antwort, „schon ganze zehn Tage

habe ich verlebt ohne einen Bissen für mich, mein Weib und meine Kinder." Diese häufige, lange anhaltende Entbehrung erschüttert die Gesundheit der Leute; sie erreichen nur selten ein hohes Alter. Im Winter ist jede bedeutendere Krankheit in der Regel tödtlich. „Wir sind nicht wie ihr Weiße. Wider uns ist der Tod stark, er läßt uns nicht bloß halb gesund sein." Diese Antwort gab ein Mann, welchen der Missionär wegen eines anscheinend leichten Unwohlseins seines Weibes beruhigen wollte, und der Mann behielt leider Recht. Neben dieser Entbehrung kommt noch die in Anbetracht des strengen Klimas äußerst dürftige Bekleidung in Rechnung. Durch frühe Angewöhnung müssen es diese Wilden zu einem hohen Grade von Empfindungslosigkeit gebracht haben. Msgr. Taché, apostolischer Vikar der Hudsonsbailänder und später Bischof und Erzbischof von St. Bonifaz, mußte einmal mit seinen Begleitern bei einer Kälte von —30° R. im Freien übernachten. Der Wind blies mit Heftigkeit und Holz zur Feuerung war nur weniges aufzutreiben. Als der Missionär zitternd vor Kälte erwachte, gewahrte er einen seiner Begleiter, einen Chippewayan, dessen bloße Füße unter der einzigen Decke, die er über sich gezogen hatte, hervorschauten. Der Missionär glaubte nicht anders, als daß dem Manne die Füße erfroren sein müßten; als er ihn aber aus seinem tiefen Schlafe aufgerüttelt hatte, versicherte ihn der Mann, daß er auf's Beste geschlafen und von der Kälte gar nichts gelitten habe. Der Missionär selbst pflegte sich bei ähnlichen Gelegenheiten auf seinen Mantel zu legen

Elenthiere.

und zwei Decken über sich zu ziehen: in den Augen seiner Wilden ein ganz unerhörter Luxus.

Als Wohnung dient diesen Wilden zuweilen eine Hütte aus Laub und Reisig, gewöhnlich jedoch ein sphärisches oder kegelförmiges Zelt aus Renthier- oder Elenfellen. Der Boden ist mit einer dichten Lage Tannenzweige bedeckt, über welche Felle ausgebreitet sind. In der Mitte befindet sich der Herd und an der Decke eine Öffnung, durch welche der Rauch entweicht. Diese Behausungen sind jederzeit dunkel und rauchig und in der Regel leidlich kalt. Die Tracht entspricht so ziemlich derjenigen der Kri (vgl. Jahrgang 1874, S. 52 f.; 1875, S. 245), nur daß sie mit Glasperlen, Muscheln, Knöchelchen u. dgl. m. viel freigebiger behangen ist.

Die Schwierigkeit, Lebensmittel in erforderlicher Menge zu beschaffen, zwingt diese Wilden, stets nur in kleinen Truppen umherzuziehen. Kriegerisch sind sie nicht, ja sie gelten sogar bei ihren südlichen Nachbarn für feige. Zorn, Streit und Todtschlag sind bei ihnen höchst seltene Dinge; nur die Frauen erfahren häufig harte Behandlung. Die grausame Sitte, Gefangene zu martern, ist ihnen durchaus fremd; Menschenfresser sind sie auch nicht, doch fehlt es nicht an Beispielen, daß in Fällen höchster Noth greise Anverwandte oder arglose Reisende verzehrt wurden. Es geht ihnen die Lebhaftigkeit der südlicheren Wilden ab, Berechnung und Ruhe sprechen aus ihrem ganzen Benehmen: aber diese Berechnung wird zur Gefühllosigkeit, zum Eigennutz. Ehrlich sind sie, aber Großmuth

kennen sie keine: wenn sie etwas aus der Hand geben, so geschieht es nur, um etwas Anderes dafür zu empfangen, oder um nachher den Empfänger desto unverschämter anbetteln zu dürfen. Doch fallen sie hiebei nicht allemal mit der Thür in's Haus. Da ist z. B. ein Mann, ein Fünfziger, der von dir ein Bildchen oder was weiß ich welche Kleinigkeit erhalten möchte. Er wird dich zuerst vorsichtig ausfragen und deine Gesinnungen erforschen. Dann wird er sein Gesuch vorbringen und mit allen möglichen und unmöglichen Gründen unterstützen. „Ich bin eine Waise," klagt er dir im lamentabelsten Tone von „der Welt, mein Sohn ist vergangenes Jahr gestorben, den ganzen Winter habe ich Hunger gelitten, Elend ist mein Lebenstheil. Schenkst du mir dieses Bildchen da, dann hast du mich für alle Zeit glücklich gemacht, das allein geht mir ab" u. s. w. u. s. w. Fruchten Bitten nicht, so kommen diese Leute mitunter gar zu Drohungen, welche aber ein festes Auftreten gar bald zum Schweigen bringt.

In der Rathsversammlung, im Gespräch mit Fremden sind sie zurückhaltend und schweigsam, aber unter sich sind sie heiter und lieben das Spiel. Besonders beliebt ist das „Händespiel": es gilt zu rathen, in welcher Hand der Fragende einen gewissen kleinen Gegenstand verborgen hält. Das ist an sich ein recht einfältiges Spiel, aber ohne gewaltigen Lärm geht es bei unsern Wilden doch nicht ab. Der Fragende stürzt unter den wunderlichsten Grimassen auf einen Andern los, streckt ihm bald die rechte, bald die linke Faust unter die Nase, macht Sprünge, verrenkt die Glieder wie ein Besessener, während die Übrigen mit Geheul und Trommelschlag einfallen. Dieses Spiel wird Manchen so sehr zur Leidenschaft, daß sie dabei in wenigen Tagen den Jagdertrag eines ganzen Jahres durchbringen, und ist dasselbe darum den christlichen Indianern untersagt. —

Häuptling der Kri-Indianer.

Ein anderes, namentlich bei den Loucheurs beliebtes Spiel ist die „Prelle". Willig oder widerwillig, Freund oder Feind, wird Einer auf eine gegerbte Elenhaut gezerrt, die von Männern an den Enden frei gehalten wird. Indem sodann jeder von diesen die Haut an sich zieht, geräth dieselbe in elastische Schwingung, die sich dem Körper des auf ihr Liegenden mittheilt. Derselbe wird zuerst nur ein klein wenig, dann immer mehr und mehr, und schließlich bis zu einer Höhe von 3—5 m. emporgeschnellt und, während er bald auf den Kopf, bald auf Füße, Rücken, Bauch zurückfällt und die Luft mit verzweifeltem Geschrei erfüllt, brechen die Zuschauer in rasendes Gelächter aus und stampfen vor Entzücken den Boden. Einige Indianer haben es in diesem Spiel zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß sie stets wieder aufrecht auf die Haut niederfallen. Auch am Tanz haben die Wilden Freude. Aber welch ein Tanz! Männer, Weiber, Kinder, Greise trampeln in buntem Durcheinander, gekrümmten Rückens, eine Decke über den Kopf, um ein großes Feuer herum. Dabei machen sie schwerfällige Spünge, drehen sich im Kreise und kreischen in einem fort: ah! ah! eh! eh! Es ist ein unheimlicher Anblick, nächtlicher Weile diese schwarzen Gesellen um das unstät flackernde Feuer diesen Bärentanz aufführen zu sehen.

Auch die Chippewayan anerkennen neben dem guten Geiste einen bösen Geist. Jener heißt „der, der im Himmel schläft", „der Besitzer der Erde", dieser dagegen „der Aufseher der Menschen". Der gute Geist in seinem Himmel droben kümmert sich nur wenig um die Menschenkinder. Ganz anders verhält es sich mit seinem Widerpart. Viele Personen, jung und alt, wollen ihn in Gestalt eines schwarzen, häßlichen Wesens gesehen haben. Oft geräth ein ganzer Trupp plötzlich in Aufregung: was gibt's? Hier oder dort will einer den

Bösen gesehen haben. Man sucht ihn durch Beschwörungsformeln von den Jagdgründen und aus den Kranken zu vertreiben, und unter den Hasenhäuten erzählt man sich, daß bei solchen Beschwörungen wiederholt eine Schlange aus dem Munde der Kranken hervorgekrochen sei. Man muß vom Gebiete dieses Stammes an die tausend Meilen südwärts wandern, bis man auch nur die kleinste Schlange antrifft — und sonderbar! als P. Petitot unter anderen Symbolen in seiner neuerbauten Kapelle auch das Bild der Schlange malte, frugen ihn seine Wilden entsetzt, warum er im Hause Gottes das Bild dieses Thieres anbringe, welches ihre Zauberer aus den Leibern der Kranken austrieben.

Die Sprachen dieser Wilden bieten dem Europäer bedeutende Schwierigkeiten, und sind die katholischen Missionäre die Ersten gewesen, welche Grammatiken und Wörterbücher derselben zusammenstellten. So verfaßte P. Lacombe Grammatik und Wörterbuch der Kri-Sprache, und Bischof Faraud benützte die unfreiwilligen Mußestunden, welche ihm eine Krankheit verschaffte, um die Grundzüge derselben Sprache niederzuschreiben. Der unermüdliche P. Petitot aber veröffentlichte Grammatiken und Wörterbücher von vier Sprachen: der Sprache der südlichen Chippewayan, der Loucheurs, der Hasenhäute und der Eskimo — und erntete für seine Verdienste um die Erforschung jener Gegenden die Anerkennung nicht bloß katholischer, sondern auch protestantischer gelehrter Organe (vgl. E. Behm und H. Wagner in Dr. A. Petermanns Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 49, S. 67; Globus 1877, S. 103; Bulletin de la Soc. géogr. de Paris, Sept. 1875, p. 256). — Anstatt den Leser mit verwickelten grammatikalischen Regeln zu behelligen, theilen wir hier das Vaterunser in der Kri-Sprache mit:

N'otanān kitsi-kisikūk eyayān, pitone
Unser Vater, im Himmel drinnen wohnend, möge sein
miweyitsikātek ki wiyowin; pitone otsitsipayik
verherrlicht Dein Name; möge sein kommend von selbst
ki tibeyitsikewn; ispits natotakawiyan kitsi-kisikūk,
Dein Reich; soviel man auf Dich hört im Himmel drinnen,
pitone ekusi isi waskit-askamik.
möge sein es in derselben Weise auf der Oberfläche der Erde.
Anots, ka kisikāk, miyinān ni pakkwesigāniminān,
Jetzt, wo Tag ist, gib uns unser Stück Brod,
tatwaw mina, kisikāke. Tanisi
jedesmal auch wo es wird Tag sein. In derselben Weise
isi kāsināmāwayākitwaw āniki, ka mātsitotaknyāk-
wie wir auslöschen diejenigen, welche uns Übles zuge-
waw, ekusi isi kāsināmāwinān, ka gih
fügt haben, in derselben Weise lösche uns aus, die wir
mātsitotamak. Pisiskeyiminān, eka kitsi matsi-
Böses zugefügt haben. Wache über uns, auf daß nicht wir
mamitoneyitāmāk. Yekatenāmāwinān ka mayatak.
böse Gedanken hegen. Wende ab von uns, was böse ist.
Pitone ekusi ikik.
Möge es sein in solcher Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Bombay und seine Umgegend.

(Mitgetheilt von P. **Theodor Hauser** S. J. — Fortsetzung.)

Wir treten nun unseren Rückweg nach Bombay an und zwar auf der Bombay-Baroda-Bahn, welche bei Bazain eine Station hat. Kaum haben wir den Bahnhof verlassen, so kündet auch schon das betäubende Gerassel der Räder an, daß der Zug über die eiserne Brücke fährt, welche Bazain mit der Insel Salsette verbindet. Diese Brücke ist ihrer außerordentlichen Länge halber bemerkenswerth, denn der Zug braucht nahezu 20 Minuten, um mit gemäßigter Schnelligkeit über dieselbe hinwegzurollen. — Nun sind wir wiederum auf der Insel Salsette, und schon nach etwa zehn Minuten halten wir bei der ersten Station, welche Bainder heißt. Das Dörfchen, welches diesen Namen führt, ist durchaus bedeutungslos, aber von hier aus führt uns der kürzeste Weg zu einer der größten Merkwürdigkeiten Indiens, oder, wie ein portugiesischer Geschichtschreiber meint, zu einem der größten „Wunder der Welt". Etwa zwei Wegstunden nämlich von hier, in südöstlicher Richtung, liegen die berühmten **Höhlen von Kenneri**. Der Weg dahin ist zwar nicht ganz gefahrlos, denn in den Felsenhöhlen und in dem Dickichte der Wälder rings herum hausen Tiger, giftige Schlangen und andere unwillkommene Gäste, doch unter der Leitung guter Führer und in zahlreicher Gesellschaft haben wir wenig zu fürchten. Nach zweistündigem Marsche auf einer schlechten Straße und durch dorniges Gestrüpp langen wir endlich am Fuße eines großen Hügels an und stehen vor dem Eingange einer in Felsen ausgehöhlten Pagode; es ist die Pagode von Kenneri. Zu beiden Seiten des Einganges liegen mehrere Cisternen voll des klarsten Wassers, doch lassen Sie sich ja nicht versuchen, Ihren Durst sogleich zu löschen, denn dieses Wasser ist stets, selbst in den heißesten Monaten, eisig kalt. Es kömmt nämlich mittelst einer äußerst künstlichen Wasserleitung aus dem Innersten des benachbarten Hügels hervor. Treten wir nun in die Pagode selbst ein, so sehen wir uns in einer großen Halle, welche mit zahllosen mythologischen und symbolischen Figuren geschmückt ist. Sie ist ohne Zweifel schön und kunstvoll, doch wird sie an Großartigkeit bei Weitem von den Felsentempeln von Ellora, Elephanta, Karli und anderen übertroffen. Aber in einem Punkte steht die Pagode von Kenneri unübertroffen und einzig in ihrer Art da. Sie bildet nämlich das Thor einer ganzen Höhlenstadt, deren riesige Dimensionen noch nicht ganz erforscht sind. Unmittelbar hinter dieser ersten Halle befindet sich ein kleiner Hof, in welchem zwei kolossale, aus dem Felsen gehauene menschliche Figuren gleichsam Wache halten. Von hier aus erheben sich kleine Felsenkammern oder Zellen bis zum Gipfel des Hügels; man hat deren mehr als 3000 gezählt, und eine jede hat am Eingange eine kleine Cisterne, welche durch die erwähnte Wasserleitung stets den nöthigen Zufluß von klarem Wasser erhält. Außerdem führt eine mäßige Öffnung in eine Höhle, welche sich meilenweit unter der Erde hinzieht. Auch hier befinden sich, soweit man dieselbe untersucht hat, kleine Felsenkammern

mit ihren Cisternen am Eingange, abwechselnd mit größeren Hallen oder Pagoden. Nach den Berichten der Eingeborenen soll diese Höhle unter dem Meeresarme hin bis tief in das Innere von Guzerat sich erstrecken. Sie wurde höchst wahrscheinlich von den Buddhisten angefangen, oder wenigstens von ihnen fortgesetzt und vollendet. Sie scheint nicht bloß den Zweck gehabt zu haben, den Einsiedlern, Priestern und Pilgern ein stilles Plätzchen zu verschaffen, sondern auch hauptsächlich den Buddhisten einen Schlupfwinkel zu bieten gegen die häufigen und harten Verfolgungen der Brahminen.

Als der Franziskanerpater Antonio do Porto gegen das Jahr 1535 in diese Gegend kam, wohnten noch viele Jogis, d. h. indische Asceten oder Büßer, in diesen Höhlen. Einer derselben, ihr Oberhaupt, soll 150 Jahre alt gewesen sein; er wurde von dem Missionäre bekehrt und erhielt in der Taufe den Namen Paul Raposo. Seinem Beispiele folgte ein zweiter, der bei der Taufe seinen Namen Calete in Franziskus de Santa Maria veränderte. Dieser wurde ein eifriger Missionär und bekehrte nicht bloß die meisten der hier weilenden Jogis, sondern auch viele Heiden der Umgegend. P. Antonio do Porto verwandelte die Pagode von Kenneri in eine christliche Kirche und weihte sie dem hl. Erzengel Michael. Jetzt freilich ist jede Spur einer christlichen Kirche verschwunden; höchst wahrscheinlich haben die Mahratten diesen Ort, wie so viele andere, dem christlichen Kult entzogen und dem früheren Götzendienste zurückgestellt.

Während P. Antonio do Porto zu Kenneri weilte, erzählten ihm die neubekehrten Jogis Vieles von der wunderbaren Höhle im Innern des Hügels, deren Ende noch Niemand habe finden können und die wahrscheinlich tief in's Festland von Guzerat sich erstrecke. Von Wißbegierde entbrannt entschloß er sich, ein solches Wunderding nicht unerforscht zu lassen. Man erzählt, mit einer ganzen Karawane von zwanzig Christen und vielen Dienern habe er diese Entdeckungsreise angetreten; sieben Tage lang hätten sie den unterirdischen Marsch fortgesetzt; überall sei der Weg kunstvoll in den Felsen gehauen gewesen, bald eng und schmal, bald so breit, daß er einer geräumigen Halle glich; zu beiden Seiten hätten sich die Felsenkammern mit den Cisternen, sonst aber keine Öffnung gezeigt. Durch Mangel an Lebensmitteln seien sie endlich zur Rückkehr gezwungen worden, ohne das Ende der Höhle oder einen Ausgang gefunden zu haben. Wieviel Glauben diese Erzählung verdient, wissen wir nicht; nur so viel steht fest, daß bis heute die Höhlen nicht vollständig erforscht sind; aber was von ihnen bekannt ist, genügt, um uns den Unternehmungsgeist und die Beharrlichkeit der alten Inder bewundern zu lassen, aber auch um uns Mitleid einzuflößen mit den Unglücklichen, die unter der Peitsche der Aufseher diese Stollen in den Felsen aushauen mußten, vielleicht nur um eine Laune eines Despoten zu befriedigen.

Doch verlassen auch wir jetzt diesen merkwürdigen Ort, da Sie wohl keine Lust haben, eine Entdeckungsreise in diese unterirdische Welt zu unternehmen. Um nicht auf dem nämlichen Wege zurückkehren zu müssen, gehen wir zur Station Deisser. Unser Weg führt uns an dem Dorfe Marol vorbei, welches so ziemlich im Mittelpunkte von Salsette liegt. Dieses Dorf hatte früher 65 kleinere Ortschaften unter seiner Verwaltung, und war mit Ausnahme von Tanna der volkreichste und bedeutendste Ort auf der Insel Salsette. Die Jesuiten unternahmen im Jahre 1578 dessen Bekehrung und waren so glücklich, in wenigen Monaten 13 Ortschaften für Christus zu gewinnen. Bereits im folgenden Jahre erhob sich zu Condit, dem Hauptorte, eine schöne Kirche, dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Wenige Jahre später war die ganze Umgegend zum Christenthum bekehrt. Die Jesuiten behielten die Pastoration dieser großen Pfarrei, bis im Jahre 1739 die Kirche zerstört und die Patres vertrieben wurden. Jetzt sieht man nur noch einige Ruinen, aber in geringer Entfernung davon steht ein neues, freilich viel kleineres Gotteshaus. Die Bewohner Marols sind alle katholisch und zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen Bewohnern Salsette's durch treues Festhalten am Glauben und durch Sittenreinheit aus.

In ganz geringer Entfernung von der Station Deisser befindet sich das Dorf Poinsser. Als P. Antonio do Porto hierhin kam, hielten sich auch 50 Jogis in der Nähe auf. Sobald diese des Missionärs und seines Begleiters ansichtig wurden, ergriffen sie eiligst die Flucht und kehrten nicht mehr zurück. P. do Porto zerstörte die Pagode und errichtete daselbst eine Kirche zu Ehren Unserer Lieben Frau, der Mutter der Barmherzigkeit. Die jetzige Pfarrkirche ist auf den Trümmern der alten Kirche erbaut und ist gleichfalls der Mutter Gottes geweiht. — Etwa zwanzig Minuten von derselben Station entfernt, aber in anderer Richtung, erblickt man auf einem waldigen Hügel großartige Ruinen, welche einer alten Ritterburg am Ufer des Rheines nicht unähnlich sind. Es ist dieses das große Colleg von Mont-Poinsser (Manapacer), welches die Franziskaner im Jahre 1548 erbauten. Hundert Knaben konnten hier aufgenommen werden. Das Colleg und die große Kirche waren der Unbefleckten Empfängniß geweiht. Höchst eigenthümlich und bezeichnend für den Geist jener Zeit ist die Lage dieses Collegs. Es ist nämlich seiner ganzen Länge nach über einer in den Felsen gehauenen Pagode erbaut, und da, wo das vielarmige Götzenbild mit den Hunderten es umgebenden Figuren sich befindet, beginnt der Chor der Kirche. Es ist sonach das Ganze ein treffliches Bild der hehren Gottesmutter, welche mit jungfräulichem Fuße der höllischen Schlange den Kopf zertritt und dieselbe besiegt und machtlos zu Boden drückt. — Man bewahrt hier noch eine große Statue der Unbefleckten Jungfrau, welche in der alten Kirche des Collegiums stand. Da aber der Chor wie das Schiff der Kirche einzufallen begannen, übertrug man die Statue in die oben erwähnte Pagode. Das Götzenbild wurde durch eine Mauer von dem übrigen Raume getrennt und sozusagen in die Rumpelkammer gesetzt; dagegen ein Altar und eine Kanzel aufgerichtet und somit das Ganze in eine Muttergotteskapelle umgewandelt. Am 7. December 1873 ging zum ersten Male von Bandora und Bombay aus eine große Prozession, an der über 700 Personen theilnahmen, zu dieser Kapelle und seither kommen jährlich mehrere kleinere und größere Prozessionen dorthin.

Rings um den Hügel, auf dem das Collegium von Manapacer stand, lagerte sich einst friedlich und glücklich eine große christliche Kolonie. Die Franziskaner sollen dieselbe mit 2000 Neubekehrten begonnen haben. Der Boden ist hier, wie überhaupt auf ganz Salsette, äußerst fruchtbar und würde bei mäßiger Bebauung die reichlichsten Früchte zu jeder Zeit hervorbringen. Getreide fast jeglicher Art, die meisten indischen und theilweise auch europäische Gemüsesorten gedeihen hier vortrefflich, sowie nicht minder die fruchttragenden Bäume und Gesträuche, be-

sonders alle Gattungen von Palmen, die Mangos, Feigen, Bananen, Ananas, Zuckerrohr, Mandeln u. s. w. Auch war in der That Salsette in früheren Zeiten, sowohl unter heidnischer und muselmännischer, als auch unter portugiesischer Herrschaft eine Vorrathskammer Indiens. Jetzt aber ist es bereits zum großen Theil zu einer Wildniß geworden, wo man Alles wachsen läßt, wo und wie es will. Seine Einwohner sind verarmt und fallen täglich mehr und mehr dem Elend anheim. Die Hauptschuld an dieser traurigen Erscheinung fällt der englischen Administration zur Last, welche zwar möglichst viel Geld aus dem Lande zu pressen sucht, aber sich nur wenig um das Wohl und Wehe der Eingeborenen kümmert. Daher werden dann die Steuern verpachtet, und die Steuerpächter treiben auf die grausamste und rücksichtsloseste Weise die Gefälle ein, um die Pachtsumme zu bezahlen und möglichst viel für sich obenein zu gewinnen. So kommt es, daß viele Besitzer entweder ihr Eigenthum ganz verlassen, oder es wenigstens nicht mehr bebauen.

Wir nähern uns nun dem Städtchen Bandora. Bevor wir in den Bahnhof einfahren, lassen wir ein kleines Dörfchen nicht unbeachtet, das in geringer Entfernung zu unserer Linken zwischen Palmbäumen durchblickt. Man sieht demselben jetzt freilich nicht mehr an, daß es einstens eine nicht unbedeutende Rolle in der indischen Geschichte gespielt hat und Jahrhunderte lang der Stapelplatz eines lebhaften Handels zwischen Indien und dem Abendlande war. Es ist Kalyana,

Der Hügel von Kenneri.

d. h. die Prächtige. Der Name deutet darauf hin, daß der Ort schon mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, wo er bereits unter diesem Namen auftritt, vor den übrigen Städten der Westküste Indiens sich auszeichnete; im Anfang der römischen Kaiserzeit[1] wird Kalyana als eine Stadt bezeichnet, welche von Alters her Handelsverbindungen mit den Griechen unterhalten habe. Nach der Eroberung Ägyptens durch die Römer verlor Kalyana jedoch einen großen Theil seines Reichthumes und seiner Macht, indem die Römer den Handel an sich rissen und kein griechisches Schiff auf dem Rothen Meere duldeten. Kalyana sah sich dadurch gezwungen, auf dem Landwege seinen Handel fortzusetzen und bewahrte nur mühsam einen Theil seines Ansehens. Noch gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts jedoch (zwischen 522 u. 535), als Kosmas Indicopleustes die Stadt besuchte, hatte sie eine gewisse Bedeutung; sie war Bischofssitz und zählte unter ihren Bewohnern viele Christen, welche aber der nestorianischen Häresie verfallen waren. Nach der Eroberung Kalyana's durch die Muhammedaner, im Anfang des 14. Jahrhunderts, scheinen die Christen entweder zur Auswanderung oder zur Apostasie gezwungen worden zu sein, denn bei der Ankunft der Portu-

[1] In dem gewöhnlich dem Arrian zugeschriebenen Periplus Maris Erythraei.

giesen war keine Spur des Christenthums in dieser Gegend mehr vorhanden. Die Franziskaner bekehrten Kalyana, welches unterdessen zu einem Dorfe von 4—500 Seelen herabgesunken war. Die Kirche war früher und ist auch jetzt noch „Unserer lieben Frau von Ägypten" geweiht. Alle Einwohner sind katholisch.

Doch nun sind wir in Bandora. Schon am Bahnhofe herrscht reges Leben. Europäer, eingeborne Christen, Parsis, Muselmänner und Hindus drängen sich in buntem Gewühle um die Eisenbahnwagen; die dreizehn täglich zwischen Bandora und Bombay verkehrenden gut besetzten Züge deuten darauf hin, daß Bandora ein Lieblingsort der Bombayaner ist; in der That

Eingang zur Hauptgrotte von Kenneri.

haben die reichen Herren Bombay's hier ihre Villas und zum Theile auch ihre ständige Wohnung. Wenige Schritte hinter dem Bahnhofe, dem Meeresufer entlang, dehnt sich ein großer, freier Platz aus, auf dem sich Hunderte von Ochsen und Schafen lagern; am äußersten Ende desselben erhebt sich ein einfaches, langgestrecktes Gebäude, das zum Hintergrunde einen schönen Palmengarten hat. Es ist dieses das große Schlachthaus, welches Bombay täglich mit dem nöthigen Fleischbedarf versehen muß. Genau auf derselben Stelle, wo jetzt dieses profane Schlachthaus sich befindet, stand früher das große Colleg und

die schöne Kirche der hl. Anna, welche die Jesuiten hier um das Jahr 1630 erbaut hatten. Der Tradition zufolge befand sich hier schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine kleine Annakapelle, welche vom hl. Franz Xaver auf einer seiner Reisen nach Bazain besucht wurde. Dieses Colleg hatte den doppelten Zweck, einerseits einigen hundert Waisenkindern Unterhalt und Erziehung zu gewähren, andererseits aber auch Bandora von der Seeseite gegen Angriffe und Überfälle zu schützen. Bandora war nämlich bis zum Anfange dieses Jahrhunderts eine Insel und sowohl von Bombay als auch von Salsette durch einen Meeresarm getrennt; ohne Vertheidigungswerke wäre es somit beständig der Raubsucht der Seeräuber preisgegeben gewesen. Die portugiesische Regierung ließ deßhalb im Jahre 1640 auf dem höchsten Hügel der Insel ein Bollwerk, die sogenannte Aguada, erbauen und um dieselbe Zeit, wenn nicht schon einige Jahre früher, am entgegengesetzten Ende der Stadt ein befestigtes Schloß — das Colleg der Jesuiten. Dieses letztere war mit einer starken Mauer umgeben und durch sieben Kanonen vertheidigt. Im Falle der Noth konnte auch die Dienerschaft und ein Theil der erwachsenen Zöglinge mit Waffen versehen werden. Die Patres hatten ein besonderes Interesse an der Vertheidigung und Sicherheit der Insel, da die Missionen an der Fischerküste, sowie in China und Japan von dem Ertrag der Ländereien und Palmgärten dieser Insel, welche die portugiesische Regierung ihnen zu diesem Zwecke geschenkt hatte, unterhalten werden mußten. Beim Herannahen der Mahratten im Jahre 1739 sollen die Portugiesen dieses Colleg in die Luft gesprengt haben, um dadurch zu verhindern, daß jene einen festen Haltpunkt auf der Insel fassen konnten.

Vor dem College oder dem jetzigen Schlachthause zieht sich ein breiter Meeresarm nach dem lieblichen Mahim hinüber, welches ganz in Palmgärten versteckt ist. Die schöne Michaelskirche hart am entgegengesetzten Meeresufer liegt dem College gerade gegenüber, und etwa zweihundert Schritte weiter steht ein altes, jetzt zerfallenes Fort, welches noch von den Muselmännern erbaut wurde. Das Meer war hier früher tief genug, um mäßigen Kauffahrteischiffen die Einfahrt in den Hafen von Bombay zu gestatten, jetzt aber ist die Straße völlig versandet und gewährt kaum noch kleinen Fischernachen die hinreichende Tiefe.

Bandora selbst besteht aus zehn bis zwölf kleinern Ortschaften, welche sich dem Meere entlang hinziehen und nahezu einen Kreis bilden. Die Diagonale dieses Kreises bildet gewissermaßen der Weg, welcher vom Bahnhof zunächst zur Pfarrkirche des hl. Andreas und dann den Hügel hinan zur Wallfahrtskirche „Unserer Lieben Frau vom Berge" führt. An diesem Wege entlang und auf dem Hügel liegen auch die Villas der Europäer und der reichen Eingebornen. Nachdem wir vom Bahnhof aus einige Minuten auf diesem Wege zurückgelegt, sehen wir zu unserer Linken in Mitte eines schönen Gartens ein großes Haus, dessen blaugefärbte Fenster- und Thürpfosten sogleich auf einen Parsi als Eigenthümer schließen lassen. Hier wohnen zur Zeit die Schwestern vom heiligen Kreuz. Das Haus mit einigen kleineren Nebengebäuden dient zu gleicher Zeit als Schule und Wohnhaus für 180 Waisenkinder, sowie als Kapelle, Kloster und Noviziat für die Schwestern. Weil der Raum für so viele Bedürfnisse bei weitem zu beschränkt ist, hat man seit mehr als einem Jahre Sammlungen veranstaltet, um ein neues geräumiges Kloster und Waisenhaus zu erbauen. Bereits ist ein geeignetes Terrain angekauft und die Fundamente sind gelegt, doch dürfte, wenn nicht reichliche Beiträge einlaufen, der Bau sich noch auf manche Jahre hinausschieben. — Unter den Novizinnen, welche vor einigen Monaten hier ihre Gelübde ablegten, hat eine ein außerordentliches Aufsehen und eine fieberartige Aufregung unter den Protestanten Bombay's hervorgerufen. Dieselbe gehörte nämlich früher einer unter den Ritualisten Englands neuentstandenen ordensähnlichen Genossenschaft an und war vor etwa zwei Jahren mit einer Gefährtin in Bombay angekommen, um das protestantische Nonnenwesen auch nach Indien zu verpflanzen. Allein von der göttlichen Gnade angetrieben schloß sie sich der wahren Kirche an, um eine wahre d. h. katholische Ordensfrau zu werden. Von protestantischer Seite wurden mündlich und schriftlich Versuche gemacht, das „verblendete und bethörte" Schäflein wieder zur Heerde zurückzubringen; allein dieselben hatten nur den Erfolg, daß auch die andere protestantische Nonne katholisch wurde.

Einige hundert Schritte von diesem Kloster liegt die Pfarrkirche St. Peter mit dem von den Jesuiten geleiteten Waisenhause für Knaben. Die Kirche wurde von dem hochwürdigsten Bischofe Dr. Hartmann im Jahre 1852 erbaut, als Pfarrkirche für die Fischer, welche sich von der damals schismatischen Kirche St. Andreas getrennt hatten[1]. Es ist ein eigenthümliches, unförmliches Gebäude, an dem klar genug ersichtlich ist, daß es in Eile und mit geringen Geldmitteln aufgeführt wurde. Ungefähr 25 m. lang und beinahe ebenso breit, ist es dabei nicht höher als ein gewöhnlicher Saal. Dazu sind noch über die ganze Kirche zwei Stockwerke errichtet, welche, anfangs zum Seminarium bestimmt, seit dem Jahre 1864 als Schule und Wohnhaus für 180—200 Waisenknaben verwendet werden[2]. In dieser Kirche finden die Patres und Brüder, welche in Bandora, und meistens auch die, welche in Bombay sterben, ihre letzte Ruhestätte, deßgleichen die Ordensfrauen der zwei Congregationen, welche in Bandora und Bombay thätig sind. Bereits sieben Jesuiten und fünf Ordensschwestern sind hier begraben; ihre Gebeine ruhen friedlich neben denen der einfachen schwarzen Fischer[3]. Der Superior der Waisenanstalt ist zugleich Pfarrer einer Gemeinde von 1300 Seelen, welche nahezu alle Fischer sind. Ein eingeborner Priester steht ihm als Kaplan zur Seite.

Noch einige hundert Schritte weiter am Ufer des Meeres und am Fuße des Bandora-Hügels steht die Pfarrkirche St. Andreas, welche zur Erzdiözese Goa gehört und 2—3000 Seelen zählt. Bis zur Zeit des Schismas (1852) war dieß die einzige Pfarrkirche. Sie ist in jeder Rücksicht ungemein günstig gelegen. Auf einem großen, freien Platze, von kühler Seebrise

[1] Vgl. diese Zeitschrift. 1875, S. 223.

[2] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach. 1871. I. S. 475 f.

[3] Es möchte vielleicht einige Leser interessiren, die Namen derer zu wissen, welche in dieser Kirche begraben sind, weßhalb ich sie hier anführe: P. Burchard Büttler, gest. den 7. Aug. 1861; P. Karl Wagner, gest. den 27. August 1869; P. Konrad Grüber, gest. den 9. Aug. 1870; P. Chrysostomus Harrer, gest. den 27. Okt. 1875; Bruder Anton Allseits, gest. den 11. Februar 1870; Bruder Georg Köppl, gest. den 6. Februar 1874; Bruder Johann Müller, gest. den 5. Februar 1875. Schwestern vom heiligen Kreuze: Schw. Anselma, aus Deutschland; Schw. Philomena, aus Lothringen; Schw. Hilda, aus Irland. Schwestern von Jesus und Maria: D. St. Helena, aus Frankreich, und noch eine andere, deren Name mir entfallen ist.

umweht, liegt sie noch so ziemlich im Mittelpunkte von Bandora. Die Kirche mit der Priesterwohnung wurde von den Jesuiten im Jahre 1576 erbaut. Die Patres hatten bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts hier ihre Residenz und waren Pfarrer von Bandora. Die alte, sehr solid gebaute Kirche und Wohnung scheinen der Zerstörungswuth der Mahratten wenigstens theilweise widerstanden zu haben. Einige Theile, besonders der Priesterwohnung, sind noch ziemlich gut erhalten und lassen sich unschwer von dem neuern, darauf errichteten Bau unterscheiden. Die Altäre der Kirche sind sehr schön und reich vergoldet; dieselben wurden nämlich aus der St. Anna-Kirche gerettet; leider hat man sie aber, um sie diesem kleineren Raum anzupassen, theilweise verstümmeln müssen. Zu dieser Pfarrkirche gehören drei Kapellen, nämlich die Unserer Lieben Frau vom Berge, die der hl. Anna und die vom heiligen Kreuze. Die zwei ersteren werden von eigens dazu bestellten Priestern besorgt; in der letzteren findet höchst selten Gottesdienst statt. Über die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau vom Berge wurde bereits früher in diesen Blättern berichtet[1], weßhalb wir, anstatt den Hügel hinanzusteigen, wieder zur Eisenbahn zurückkehren und nach Mahim und Bombay weiter fahren wollen.

(Schluß folgt.)

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. **Champon** S. J. an seinen Bruder. — (Fortsetzung.)

VI. Belad-Beschara; Banias.

Belad-Beschara oder das Land der Verkündigung heißt jener gebirgige Landesstrich, der sich von Acca östlich bis zum Jordan, und von den Quellen des Jordan bei Banias am Fuße des Hermon südlich bis Saphet erstreckt; es umfaßt also so ziemlich jenes Gebiet, das in der biblischen Geographie als Ober-Galiläa bekannt ist und zur Zeit des Heilandes zum großen Theile von Heiden (Phöniciern, Syriern und Arabern) bewohnt wurde. Auch heute ist die Bevölkerung eine sehr gemischte; unirte und schismatische Melchiten wohnen zwischen Muhammedanern und Metuwalis. Die Katholiken bilden aber einen löblichen Gegensatz zur nichtchristlichen Bewohnerschaft, die sich großentheils von Raub und Diebstahl nährt. Das Land ist fruchtbar und trägt Getreide in Menge, auch fehlt es hier nicht an Wäldern, die man im nördlichen Theil des Libanon sowohl als in Palästina vergeblich sucht. Das ist ein allgemeines Bild von dem Lande, das ich fast drei Wochen lang in den verschiedensten Richtungen durchstreifte, um die von unserer Mission gegründeten und unterhaltenen Schulen zu besuchen. Diese Schulen liegen meistens im südlicheren Theile dieses Gebietes und auf dieses erstreckten sich deßhalb auch meine Wanderungen.

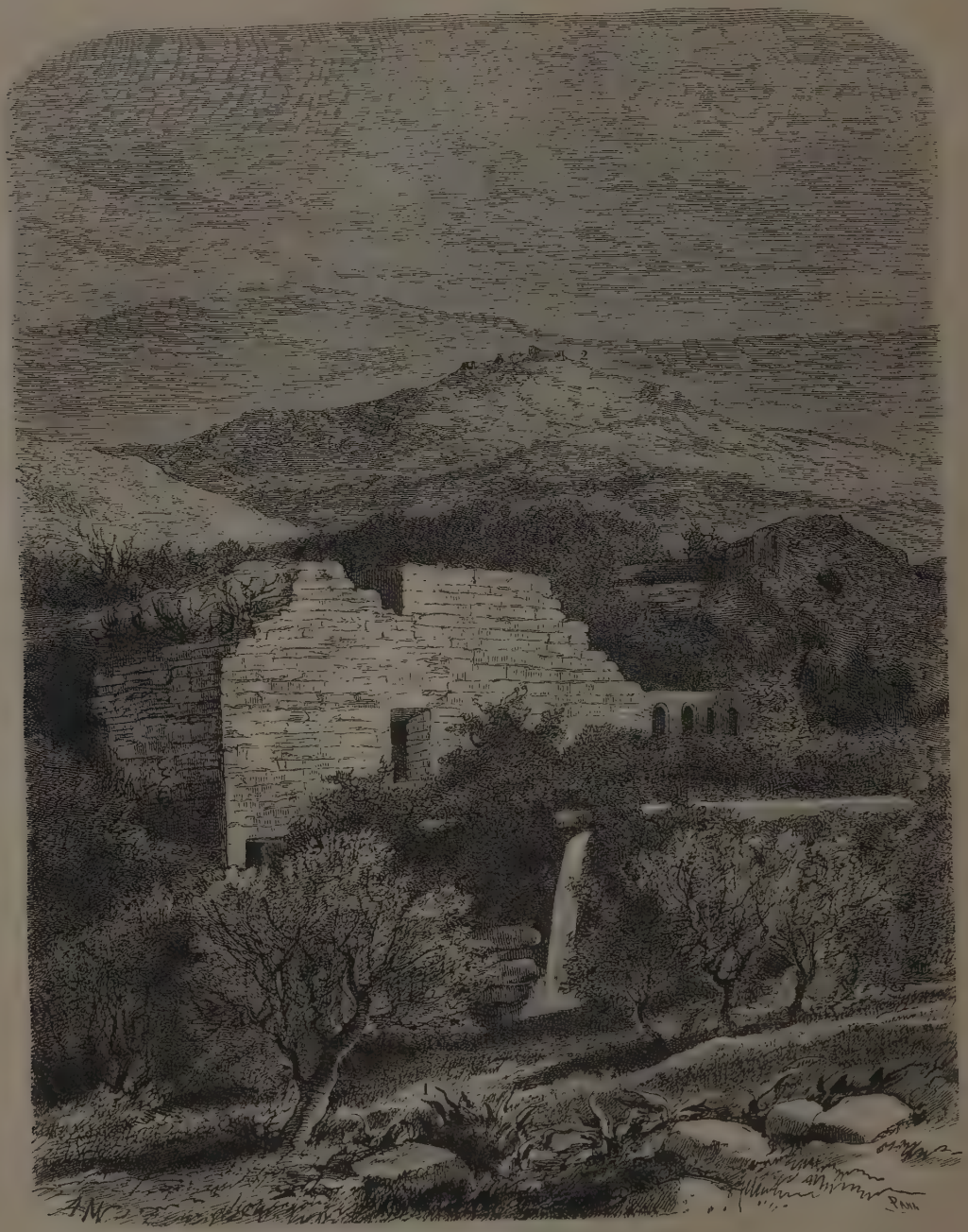
[Anmerkung des Herausgebers. An der Nordgrenze liegt jedoch ein Punkt, den wir nicht ganz übergehen dürfen, wenngleich P. Champon ihn auf dieser Reise nicht berührte, nämlich Banias, das alte Cäsarea Philippi, wo der Heiland einst zu Petrus sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Der hl. Petrus, welcher sicher das Andenken an den Ort, an dem ihm eine so erhabene Verheißung wurde, treu in seinem Gedächtniß bewahrte, hat uns durch seinen Jünger Markus darauf hingewiesen, daß wir die Stätte dieser Verheißung nicht in der Stadt Cäsarea Philippi, sondern in ihren Vorstädten zu suchen haben (Mark. 8, 27). Wenn man nun, von der Küste kommend, nach einem mühseligen Marsch durch die Schluchten des Libanon zur ersten Quelle des Jordan gelangt, erkennt man bald an den Ruinen, welche weithin den Boden bedecken, daß einst eine mächtige Stadt sich hier erhob. Deutlich sind noch die Reste der alten Ringmauer und der acht Thürme, welche dieselbe krönten, erkennbar; sonst aber erblickt das Auge nur ein weites Trümmerfeld: überall zerbrochene Säulen, herabgestürzte Capitäle, Bruchstücke von Statuen, Ruinen zerstörter Tempel, Paläste und Häuser. Nur ein elendes Dörfchen liegt jetzt noch hier und erinnert nicht einmal mehr durch seinen Namen an die herrliche Stadt, deren Trümmer vor uns sich ausdehnen; vielmehr ist die heutige Benennung verderbt aus dem Namen, den der Ort trug, bevor die Stadt hier existirte. Banias nämlich ist das alte Paneas[2]; denn so hieß die Landschaft nach dem alten Paneion oder Panstempel, der ehedem oberhalb der Grotte stand, aus welcher oder vielmehr neben welcher die Hauptquelle des Jordan hervorbricht. Die Grotte und die Wälder ringsherum waren aber dem Gotte Pan geweiht. Herodes der Große ließ an der Stelle dieses alten Panstempels einen neuen prächtigen Tempel erbauen, den er seinem Gotte, d. h. dem Kaiser Augustus, weihte. Als das Reich Herodes' des Großen getheilt wurde, fiel diese Gegend an Philippus; es war dieser der beste von den Söhnen des Herodes, so daß der Heiland sich mehr als einmal in die Tetrarchie des Philippus zurückzog, wenn er ausruhen wollte von seinen mühseligen Wanderungen oder Schutz suchte gegen die Nachstellungen seiner Feinde. In der Nähe des von Herodes erbauten Augustus-Tempels gründete Philippus seine neue Residenz, die er Cäsarea nannte zu Ehren des damaligen Kaisers Tiberius; zum Unterschied von den andern Städten gleichen Namens erhielt sie den Beinamen Philippi. Agrippa II. änderte den Namen und nannte sie dem Kaiser Nero zu Ehren Neronias; doch behielt sie diesen Namen nicht lange, und nach der Zerstörung der Stadt trat der alte Name Paneas oder Banias wieder in seine Rechte ein. Diese Stätte also ist so recht ein Beweis für den tiefen Fall jener Herrscher, unter deren Scepter damals das gelobte Land stand, und für die ekelhafteste Kriecherei und Menschenvergötterung, welche sich denken läßt. — Allein die Geschichte dieses Ortes geht noch höher hinauf, als bis zu den Herodes und zu den ersten römischen Kaisern. Nicht weit von der Grotte, neben welcher die Hauptquelle des Jordan entspringt und über welcher sich der Tempel des Pan und des Augustus erhob, liegt der Tell el Kadi

---

[1] Vgl. 1875, S. 241—242.

[2] Die Araber haben in ihrem Alphabete kein P und ersetzen dasselbe durch B. Wie sie daher Bascha sprechen statt Pascha, so auch Banias statt Paneas.

(der Hügel des Richters), an dessen Fuß die zweite Quelle des Jordan hervorbricht; Tell el Kadi aber bezeichnet den Ort, wo einst die Stadt Dan stand[1], die nördlichste des gelobten Landes, nach welcher gewöhnlich dessen Grenzen bestimmt wurden: „von Dan bis Berseba". Hier in Dan nun war es, wo sich die Trennung der Reiche Juda und Israel vollendete, indem Jeroboam hier einen Hauptsitz für den von ihm eingeführten Stierdienst errichtete und seine Unterthanen veranlaßte, zu dem hier



Das Thal von Banias[2].

in Dan von ihm aufgestellten goldenen Kalb und nicht zum Tempel in Jerusalem ihre jährlichen Wallfahrten zu machen

[1] Das arabische Khadi bedeutet wie das hebräische Dan Richter; der heutige Name ist also bloß die Uebersetzung des alten.

[2] 1. Der gegenwärtige Zugang des Thales. 2. Das alte Schloß von Banias.

(3 Kön. 12, 28—30). — An dieser Stätte also, welche den Abfall des größten Theiles des auserwählten Volkes von der Einheit sich vollziehen sah, welche später die schmachvolle Kriecherei der Herrscher Palästina's vor den römischen Kaisern verewigen sollte — an dieser Stätte wollte der Heiland durch die Verheißung des Primates die Einheit seiner Kirche begründen. Leider findet sich hier kein Erinnerungszeichen an diese wichtige Begebenheit; von christlichen Denkmälern findet sich nur eine ganz unscheinbare, dem hl. Georg geweihte Kapelle oberhalb der ehemaligen Pansgrotte und zwar dicht neben einer türkischen Moschee. Die Kreuzfahrer hatten in Banias ein Bisthum errichtet, welches unter dem Erzbischof von Tyrus stand; auch im 4. Jahrhundert findet sich Banias als Bischofssitz erwähnt. Zu jener Zeit erblickte der Reisende hier auch noch ein Denkmal, welches an den Aufenthalt des Heilandes in Cäsarea erinnerte. Eusebius erzählt uns nämlich, daß er selbst hier eine bronzene Statue des Heilandes sah; diese Statue aber war, wie er berichtet, als Zeichen der Dankbarkeit von der blutflüssigen Frau errichtet worden, welche in Kapharnaum durch die Berührung des Gewandes des Heilandes von ihrer langjährigen Krankheit geheilt wurde. Auch das Haus dieser Frau, welche aus Cäsarea stammte, wurde dem Eusebius noch

Die Grotte von Banias [1].

gezeigt. Die Statue aber stellte den Heiland dar und vor ihm in knieender Stellung die Frau, welche betend die Hände zu ihm erhob. Jetzt, wie gesagt, ist von diesem Denkmal sowohl als von den alten christlichen Kirchen nichts mehr vorhanden; manche der umherliegenden Trümmer und Steine mögen zu ihnen gehört haben. Doch verlassen wir diese Ruinen, die einen so traurigen Eindruck machen, und lassen wir P. Champon seine Reise im Belad-Beschara erzählen.]

Das erste Dorf, das uns aufnahm, war Bassah; es wohnen hier ungefähr 1000 Katholiken, von denen 550 griechisch-unirt sind. Die dortige Mädchenschule wird von mehr als hundert Schülerinnen besucht; sie steht unter der Leitung

[1] 1. Ruinen des alten Paneion und des von Herodes zu Ehren des Augustus erbauten Tempels. 2. Eingang zur Grotte, neben welcher eine der Hauptquellen des Jordan entspringt. 3. Eine kleine, dem hl. Georg geweihte Kapelle neben einer türkischen Moschee. 4. Eine der Nischen, in welchen Statuen des Pan und anderer Götzen aufgestellt waren.

der Schwestern des heiligsten Herzens. Eine Knabenschule der Xaverianer fehlte noch; wir waren nach Bassah gekommen, um über die Gründung derselben mit den Angesehensten des Dorfes zu verhandeln. Das schien aber nicht so leicht. Allerdings nehmen unsere guten Leute mit Dank jede Schule an, so lange sie ihnen nichts kostet; wagt man aber nur die leiseste Hindeutung auf Beisteuer, so braucht es fast mehr als menschliche Beredsamkeit, um ihre Einwilligung zur Errichtung einer Schule zu erhalten; zudem hatte Bassah schon eine Knabenschule, welche ein Basilianer-Mönch aus dem Kloster Mukhales leitete. Ein kleiner Umstand machte jedoch unser energisches Eingreifen und eine schleunige Änderung gar wünschenswerth. Der wackere Mann versah nämlich nicht allein das Amt eines Dorfschulmeisters, sondern er war aus bitterer Noth gezwungen, nebenbei einen Kramladen von ganz absonderlicher Art zu halten. Alle Knaben mußten ihm nämlich an festgesetzten Tagen Geschenke bringen: der Eine ein Huhn, ein Anderer einige Eier, ein Dritter einen Korb Fische. Diese ganze Bescherung wanderte dann zum Verkauf in eine kleine Bude neben der Schule. Der Lehrer aber überwachte zugleich seinen Kramladen und seine liebe Jugend; denn vom Ertrag seines Kleinhandels mußte der Aermste leben, anderes Einkommen hatte er nicht. Diese Uebelstände waren zu haarsträubend, als daß man sie ruhig hätte ansehen können. Wir traten deßhalb mit den Angesehensten des Dorfes in Unterhandlungen, um dem Schullehrer einen festen Gehalt, von dem er leben konnte, zu verschaffen. Aber wenn auch im Oriente ein Übereinkommen in aller Form Rechtens abgeschlossen ist, so kann man noch keineswegs der gehofften Ausführung oder des sicheren Erfolges gewärtig sein; denn stets schwebt das Unternehmen in der größten Gefahr, an der angeborenen Trägheit, Unbeständigkeit und Schlaffheit der Orientalen zu scheitern. Deßhalb thut hier ein wachsames Auge und ein kluges, energisches Auftreten Noth. Lehrer und Lehrerinnen müssen stets beaufsichtigt, Mißbräuche, die sich immer wieder einschleichen, müssen ebenso oft wieder abgeschafft, die Schulordnung muß wieder in Kraft gesetzt, und endlich muß dem spärlichen Einkommen der Lehrerstellen nach Kräften aufgeholfen werden. Der Missionär sieht sich daher durch diesen allgemeinen Hang zum theilnahmlosen Gehenlassen in die traurige Nothwendigkeit versetzt, tagtäglich sein mühsam aufgerichtetes Werk fast von Neuem zu begründen.

Wir nahmen unser Absteigequartier bei Abu-Dschirgos, dem Angesehensten des Dorfes, einem Urbilde eines arabischen Scheiks. Als solcher benahm er sich auch uns gegenüber, denn er kam uns bis an die Thüre seiner Behausung entgegen und geleitete uns unter steten Verneigungen und Glückwünschen hinauf in seinen Sommerdivan. Dort waren auf dem Boden Teppiche ausgebreitet und voll Hoheit und Würde ließ sich ein Jeder nieder. Dann reichte man uns ein Glas Limonade, darauf den unvermeidlichen Kaffee und endlich den langen Schibuck. Die Kinder des Hauses bedienten uns, unser Wirth selbst aber blieb vor lauter Höflichkeit stehen und setzte sich erst auf unsere inständigen Bitten.

Nach einigen Stunden ward das Mittagessen auf der Terrasse des Hauses aufgetragen; die Vornehmsten des Ortes waren dazu geladen. Eine schüchterne, schlechtgekleidete Person, die in eifriger Dienstbeflissenheit unermüdlich kam und ging und sich um unser Galadiner alle erdenkliche Mühe gab, dabei jedoch keine Silbe sprach, ja nicht einmal ihr Auge auf die zahlreichen Gäste zu richten wagte, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich hörte, sie sei die Hausfrau und Gattin des edlen Scheik. Gutes, armes Weib! deine Töchter werden glücklicher sein als du. Als du jung warst, kannte man noch keine Schulschwestern in Bassah, und so wird Unwissenheit und Sklavensinn dich durch's Leben geleiten; deine Töchter aber, von der christlichen Liebe unterrichtet und erzogen, werden, der Würde der Frau eingedenk, dereinst in ihrem eigenen Hause nicht dienende Mägde, sondern Herrinnen sein.

Alle angesehenen und einflußreichen Männer von Bassah waren hier um uns versammelt; also konnten wir unsere Verhandlungen beginnen. Nach der Mahlzeit wurde somit dem hohen Rath von Bassah das Anliegen vorgetragen. Alles ging merkwürdig gut von Statten; jedes Wort des Missionärs ward mit Ehrfurcht angehört, jede Forderung gerecht befunden, selbst die heikle Frage über die Opferwilligkeit Bassah's fand ihre Erledigung. Das Haus steht bereits fix und fertig da; die Lehrer mögen kommen, Nichts soll ihnen fehlen. „Auf meinen Kopf und auf mein Auge", so lautete die Bekräftigung, an der wir nicht weiter zweifeln durften. Das Ding nahm also einen guten Anfang; Gott segne es, daß sein Fortgang ihm gleich sei. Dem Einen oder Andern stieg zwar noch ein Bedenken auf, doch die Lösung bot keine Schwierigkeit. Zum Schlusse noch eine kleine erbauliche Ansprache über einige Verse aus dem Evangelium und die Eingeladenen entfernen sich, während wir ruhig verblieben, wo wir bisher gesessen hatten, um fast in derselben Lage des süßen Schlummers zu pflegen.

Rings um Bassah befinden sich bedeutende Ruinen, vorzüglich ziehen die deutlich erkennbaren Fundamente eines ehemals großartigen Baues die Aufmerksamkeit auf sich. Unsere Araber nennen den Ort Maa Sub und sagen, es habe in besseren Zeiten dort eine Kirche gestanden. Es ist wohl möglich, denn kürzlich hat man ebendaselbst einen Bischofsstab ausgegraben. Welches mag aber der wahre Name dieser Stätte, welches seine Geschichte sein? Bei den Namen jener Bischöfe, welche die Concilien des Orients unterzeichnet, stehen als Bischofssitze Städte angemerkt, die heute vollständig verschollen sind, ja deren Lage sich nicht einmal errathen läßt; Maa Sub ist vielleicht einer dieser alten Bischofssitze. (Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Tibet.

Der apostolische Vikar von Tibet, Msgr. Chauveau, schreibt aus Ta-tsien-lu am 25. März d. J.:

„Die Nachrichten, die seit einiger Zeit aus dem Innern Tibets nach Ta-tsien-lu kommen, lauten nicht sehr günstig; die Missionäre sind einstimmig der Ansicht, daß wir wieder einmal für die politischen Ereignisse werden büßen müssen.

Die offizielle Ankündigung der baldigen Ankunft einer

englischen und einer russischen Commission und deren Absicht, in das „Götterland" einzudringen, haben in der Hauptstadt Lhassa sowohl in den Lamasereien als unter dem Volke eine lebhafte Bewegung hervorgerufen. Natürlich hält man uns für die Avantgarde und die Mitschuldigen dieser ehrgeizigen Commissionen, welche für den Anfang zwar nur Teleskope und andere europäischen Instrumente bringen, aber bald Soldaten im Gefolge haben werden. Auch ist ja der Schein gegen uns. Wer könnte die Tibetaner oder auch nur die Chinesen davon überzeugen, daß wir soweit her gekommen sind, bloß um sie das Kreuzzeichen machen zu lehren? Im Augenblicke also, wo ich diese Zeilen schreibe, schwebt unsere Mission in großer Gefahr. Sie werden dieses noch besser ersehen durch folgende Auszüge aus den an mich gerichteten Briefen meiner Missionäre. Am 26. November 1876 schrieb mir bereits Herr Dubernord:

‚Die Kaufleute von Lukong sind von ihrer jährlichen Reise nach Lhassa zurückgekehrt; einer von ihnen hat mich besucht und mir erzählt, daß am Tage ihrer Abreise aus Lhassa die Regierung jedem Palin (Engländer) den Eintritt in's Reich verboten habe; diese Fremden hätten zwar das Recht, sich in China aufzuhalten, aber nie dürfe einer den heiligen Boden Tibets betreten. Ist dieses Verbot nicht wohl viel eher auf die Russen gemünzt, trotz der Pässe, die sie erhalten haben, und auch auf uns?'

Herr Desgodins schrieb mir am 1. Januar d. J.:

‚Der Civil-Mandarin von Bathang hat mich soeben besucht; er scheint noch nichts davon zu wissen, daß die russische Commission durch die Wüste Gobi in Tibet eindringen will; ich habe mich auch gehütet, es ihm mitzutheilen. Übrigens sagte er mir, die Russen würden gerade so, wie wir, behandelt werden; er habe jüngst von Lhassa den Befehl erhalten, sie nicht weiter reisen zu lassen; dieser Befehl setze ihn in große Verlegenheit und wir würden uns glücklich schätzen können, wenn wir bei dieser Gelegenheit keine Unannehmlichkeiten erführen.'

Herr Carreau, der kaum eine Stunde von der tibetanischen Grenze seinen Sitz hat, schreibt mir am 26. Januar:

‚Vorgestern benachrichtigte man mich, daß die Bevölkerung von Lan-ten, Kiang-ka und der ganzen Umgegend in großer Aufregung sei. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, ein Militär-Mandarin habe 100 verkleidete Europäer in seinem Gefolge, die er heimlich nach Lhassa führen wolle. In der That bestand das ganze Gefolge aus zehn armseligen chinesischen Soldaten. Aber jetzt erwartet man einen neuen chinesischen Gesandten, und diesen hat man in Verdacht, daß er Europäer einschmuggeln wolle. Es ist daher der Befehl gegeben worden, auf alle Personen seines Gefolges wie auf alle andern Reisenden genau zu achten, damit sich nicht unter chinesischer Kleidung Fremde einschleichen. Einige schlechtgesinnte Menschen könnten leicht diese allgemeine Aufregung benützen, um uns dafür verantwortlich zu machen und die Plünderungsscenen von 1873 zu wiederholen.'

In Bezug auf das nämliche Gerücht schreibt Herr Felix Biet am 2. Februar:

‚Es ist ein höchst kühnes Unternehmen für die Russen und Engländer, von hier aus nach Tibet vorzudringen, wenn ihnen keine große Truppenmacht zur Verfügung steht. Die Regierung von Lhassa ist aufmerksam; alle Lamasereien an der Grenze haben den Befehl empfangen, die Fremden abzuhalten und sie entweder vor Hunger umkommen zu lassen, oder sie mit Gewalt zurückzuweisen. In unserer Nachbarschaft hat der Vorsteher von Kiata den Auftrag erhalten, die Hängebrücke der Salinen zu zerstören, sobald die Engländer sich durch diesen Distrikt einen Weg nach Dsa-jul und Indien bahnen wollen. Als jüngst ein chinesischer Militär-Mandarin hier durchzog, bot man Truppen auf, weil man fürchtete, er habe 100 verkleidete Europäer im Gefolge; als man sah, daß an diesem Gerüchte kein wahres Wort sei, schickte man Spione zu uns, um auszuforschen, ob sich diese Europäer nicht etwa zu uns geflüchtet hätten. Man schrieb gegen sie und gegen uns und drohte, uns mit ihnen zu verjagen, falls sie kommen sollten. Vorzüglich sind es die Lamas und die von Lhassa abhängigen Tibetaner, welche am lautesten gegen uns schreien. Jedenfalls ist es sicher, daß Befehle ergangen sind, die Fremden nöthigenfalls mit Gewalt vom Land abzuhalten und alle Reisenden wie die Missionäre genau zu überwachen.'

Endlich schreibt noch Herr Alexander Biet am 19. und 20. Februar:

‚Die Tibetaner treffen ernste Vorsichtsmaßregeln, um die russische und die englische Expedition von ihrem Lande abzuhalten, und scheinen uns mit jenen vertreiben zu wollen. Man sieht mißtrauisch jenen Commissionen entgegen und läßt uns merken, daß deren Ankunft für uns ein großes Unglück sein werde. Das Volk scheint mir gegen uns nicht feindlich gestimmt, aber es sind geheime Befehle von Lhassa gekommen, die nach der Abberufung des uns befreundeten Mandarins von Bathang ausgeführt werden sollen. Eine christliche Frau von Bonga hat bei einem Besuche ihrer heidnischen Verwandten viel von den Europäern sprechen hören, die nächstens nach Tibet kommen wollen. Die Oros (Russen) werden noch mehr gefürchtet als die Palin (Engländer). Wenn die Russen vom Norden aus einzudringen versuchen, wird man sie durch die Nomaden der Wüste angreifen und aufreiben lassen. Aber was würde wohl China sagen, wenn Rußland dann durch Jakub-Bei die heiligen Berge Tibets oder die Provinz Kansu angreifen ließe? Tibet würde dann vielleicht unter eine andere Herrschaft kommen, aber würde die Mission besser dabei stehen? Unterdessen entfernen sich die von Lhassa abhängigen Tibetaner immer mehr von uns. Einer von ihnen hatte an unsere Christen Getreide für 7 oder 8 Franken verkauft; da ließ ihn der Tiguie von Kiang-ka rufen und verbot ihm, künftighin uns etwas zu verkaufen.'

Alle Briefe, aus denen ich diese Auszüge mache, beschäftigen sich mit der augenblicklichen Lage; alle Missionäre fürchten für ihre Stationen und ihre Christen. Zwei Punkte scheinen festzustehen: erstens daß die europäischen Commissionen trotz aller ihrer chinesischen Pässe nicht in Tibet eingelassen werden, und zweitens daß wir mit denselben, falls sie den Versuch machen wollen, werden vertrieben werden. Unsere Lage war eine ganz ähnliche im Jahre 1873; auch damals machte man uns bloß dunkle Andeutungen und wiegelte heimlich die Bevölkerung gegen uns auf, bis dann in Zeit von 14 Tagen (15.—30. Oktober) unsere drei Stationen vollständig zerstört wurden. Wird es jetzt wieder so gehen? Wir fürchten es im Hinblick auf die Bemühungen der Tibetaner, aber der Herr, in dessen Hand wir sind, wird uns zu schützen wissen, wenn es sein heiliger Wille ist."

Ostindien.

Calcutta. Über die Mission in den Sunderbunds, oder wie sie jetzt nach der großen Ausdehnung, die sie genommen, richtiger heißt, in den vierundzwanzig Pergunnahs (vgl. oben S. 106 ff.) gehen uns folgende neue Mittheilungen zu.

Am 22. Februar d. J. schreibt P. Henry:

„Seit Mitte Januar bin ich in Banspallah eingezogen und bewohne die indische Hütte des hochw. P. Delplace; ich habe seinen kleinen Haushalt geerbt und auch die apostolische Pfarrei, welche er als Frucht seiner Arbeiten hinterlassen hat. Eine

meiner ersten Sorgen war, darin Volkszählung zu halten; ich fand in 9 Dörfern 171 Getaufte und 285 Katechumenen; fast Alle sind vom Protestantismus herübergekommen. Überdieß habe ich drei Familien in Goroisila; endlich will auch das ganze Dorf Subhasibpur zu uns übergehen; das wird noch etwa 20 Familien hinzufügen, und zwar dießmal heidnische Hindus. Sobald ich mich einmal in mein neues Amt eingelebt habe, werde ich auch noch die Sorge von Ischworipur (Essureepur), Chandpur und Methini übernehmen, während P. Högger alle Stationen, welche zwischen Magra-Market und Andarmanik liegen, erhalten soll. So werde ich eine artige kleine Pfarrei haben, die aus 14 Dörfern besteht, kleinen und großen, alle ziemlich nahe beisammen. Die größte Entfernung von Westen nach Osten, von Goroisila nach Methini, beträgt nur drei Stunden, die größte Entfernung von Norden nach Süden, von Sarbandipur nach Chawkitollah, kaum zwei Stunden. Ist die Pfarrei einmal vollständig, soll das Dorf Morapaï mein Hauptquartier werden, einmal weil es mehr in der Mitte liegt, als Banspallah, und dann weil von ihm aus die Verbindung mit Calcutta und den übrigen Dörfern leichter ist.

Glauben Sie aber nur nicht, daß das ganze Land schon katholisch ist; davon sind wir noch weit entfernt; wir bilden noch immer eine gar schwache Minorität, etwa $^1/_{10}$ der Bevölkerung. Banspallah, wo wir uns in ansehnlicher Zahl befinden, zählt immerhin erst 101 Katholiken auf 700 Einwohner; in dem vollständigen mir bestimmten Distrikt haben wir aber nur etwa 700 Katholiken, während die Gesammtbevölkerung sich auf ungefähr 12,000 Seelen, meist Hindus, beläuft. Die Protestanten haben nur in den Dörfern Laparikantipur und Dhanioghata einigen Anhang behalten.

Katholische Kathedrale zu Secunderabad (Ap. Vik. Haiderabad).

Im Distrikt Raghabpur, wo P. Delplace, der Begründer und Obere unserer ganzen hiesigen Mission, seinen Sitz hat, ist die protestantische Mission noch rascher hingeschwunden. Aus Ärger darüber wollte einer ihrer vorzüglichsten Katechisten den Urheber ihrer Niederlagen aus dem Wege schaffen; er legte sich daher an der Spitze von 20 seiner Leute, die alle mit Knütteln bewaffnet waren, mit Einbruch der Nacht in einen Hinterhalt am Eingang des Dorfes, in welchem P. Delplace erwartet wurde. Der Missionär wurde indeß anderswo, gegen seinen Willen, aufgehalten und so lauerten unsere Sunderbunds-Liberalen vergebens. In ihrer Erwartung getäuscht, suchten sie mit den neubekehrten Katholiken Händel anzufangen; aber P. Delplace belangte sie vor Gericht und der englische Magistrat von Alipur zeigte sich so eifrig zu unserm Schutze, wie wenn er selbst katholisch gewesen wäre: er ließ den Störefried und seine Anhänger vor sich bescheiden und mahnte sie zur Ruhe, indem er sie für Alles, was geschehe, verantwortlich machte.

Wir leben auf einem sehr ungesunden, aber sehr fruchtbaren Alluvialboden, der allmählig in dem Maße angebaut wird, in welchem sich das Meer gegen Süden zurückzieht. Er erheischt fast gar keine Pflege; bei nur halbem Ertrag genügt die Ernte schon den Bedürfnissen des Volkes; die übrige Zeit verbummelt der Hindu. Das Volk ist deßhalb unbekümmert um den Morgen, träge, wenn es nicht der Hunger plagt, prahlerisch — kurz, es sind rechte Kinder. Da ist weder National- noch Corps- noch Familiengeist. Aber die Kaste? werden Sie mich fragen. Nun wohl, die Kaste ist für die hiesigen Hindu nur eine neue Quelle verderblicher Ausgaben, und bringt ihnen in der Noth gar keine Hilfe; denn in diesem Lande bestiehlt jeder seinen Nachbar, und der vergilt es

ihm redlich. Der Bruder sucht aus des Bruders Verlegenheit Vortheil zu ziehen; das Loos der Wittwen und Waisen ist schrecklich. Dazu kommt, daß die ersten Generationen der Ansiedler sich recht gut standen und daß ihre Kinder deßhalb an Verschwendung gewöhnt sind. Die Großeigenthümer endlich erdrücken ihre Pächter durch gewaltsame Erpressungen. Das Alles zusammengerechnet reicht wohl völlig hin, eine Familie in kürzester Frist in's Elend zu stürzen. Ich könnte Ihnen eine ganze Menge Beispiele geben. Der Vorsteher von Banspallah, ein ehrwürdiger, hochgeachteter Greis, war früher in ganz behäbigen Verhältnissen; er hatte dem Dorf gegenüber auf eigene Kosten einen prächtigen Teich gegraben, dessen Trinkwasser wir alle benützten. Endlich wollte er sich auch ein Haus aus Ziegeln bauen an Stelle seiner väterlichen Hütte. Doch, lag die Schuld an den allzu großen Ausgaben, oder an Betrügereien, oder an Mißernten, genug, seine Finanzen kamen in Unordnung und er mußte sich an die Wucherer wenden; das aber war sein Verderben. Ein Stück Land um's andere kam ihm abhanden; heute ist er ein armer Mann; sein Haus aus Ziegeln ist noch nicht ausgebaut und fällt schon in Trümmer. Seine Geschichte ist diejenige von tausend Andern. Bisweilen sind es Hochzeitskosten, welche den Anlaß bieten, Schulden zu machen, bisweilen sind es Krankheitsfälle, die Rechnung des Arztes und dessen Medicinen, oft auch Proceßkosten — denn der Processe ist kein Ende in diesem Land. Der Wucherer leiht nur auf gute Hypothek und sein Zinsfuß ist fabelhaft.

Das Waisenhaus der Schwestern der hl. Anna zu Secunderabad.

Ein armer Teufel braucht zehn Rupien zur Hochzeit. Der Wucherer leiht sie ihm und sagt: Ende der Woche bringst du mir elf. Das macht 4% per Monat, oder 52% per Jahr. Wenn der arme Teufel nicht gleich zahlt, werden seine Äcker mit Beschlag belegt. Ein Bauer verpfändet sein Grundstück; der Wucherer erhält die Nutznießung und den Ertrag und zahlt ein Viertel vom Werthe des betreffenden Grundstücks; oder er leiht nominell 200, 300, 400 Rupien aus, aber in Wirklichkeit gibt er nur 225 Rupien auf 400; überdieß zieht er noch den Zins der 400 Rupien zu 50 oder 60 oder 75% jährlich. Wie soll da ein Bauer je aus seinen Schulden herauskommen? Sie fragen mich: aber wie kommt es, daß der Bauer sich nicht an einen Bruder, Oheim oder sonst einen Familienangehörigen wendet, statt an den Wucherer? Hören Sie und urtheilen Sie dann über den Familiengeist, der an den Hindus so sehr gerühmt wird. Sudhasibpur ist ein kleines, fast ganz von Hindus bewohntes Dorf; eine geringe Zahl von Familien waren Anglikaner. P. Delplace hatte diesen in ihren Krankheiten einige Liebesdienste erwiesen, indem er sie besuchte und ihnen Heilmittel verschaffte, und die armen Leute verlangten katholisch zu werden. Man fing also an, sie zu unterrichten; sie sind jetzt Katechumenen. Der Hindu-Vorsteher des Dorfes, ein wackerer Mann, der allgemeine Achtung im Lande genießt, Sworup-Malik, besaß 100 Bigahs guten Bodens. Er ist der Älteste der Familie Malik; seine Brüder sind wohlhabend, er hat große schon verheirathete Söhne, die mit ihm arbeiten, kurz

er hat Alles, um zu Wohlstand zu gelangen. Nun ließ sich dieser Unglückliche vor etwa fünf Jahren, bei Anlaß einer Hochzeit, zu übermäßigen Ausgaben hinreißen. Er mußte deßhalb Geld aufnehmen und wandte sich an einen eingeborenen protestantischen Prediger, der ihm solches zu wucherischem Zinsfuß lieh und dafür 24 Bigahs Landes an sich riß. Im folgenden Jahr bemerkte der Zemindar, daß es mit Sworup bergab gehe, und kam deßhalb, um ihn wegen eines rückständigen Pachtzinses zu pfänden. Sworup wandte sich daher an einen Hindu in Banspallah, der ihm ein nominelles Anlehen von 375 Rupien machte; aber in Wirklichkeit gab er nur 200, forderte von der nominellen Summe 60% Zinsen und nahm 30 Bigahs Landes. Von da an ging es mit ihm reißend abwärts, der arme Mensch hat jetzt nur noch drei Bigahs. Während seiner wachsenden Noth hatte Sworup den P. Delplace in seiner Thätigkeit gesehen; er hatte die Sache geprüft und suchte sich zu unterrichten. Redlichen Herzens, wie er war, erfaßte er gar bald die Wahrheit. ‚Wenn ich katholisch werde, wirst du mir helfen?' fragte er. ‚Ich kann dir nichts versprechen,' erwiederte der Pater, ‚wenn du zu uns kommen willst, so mußt du um Gottes, nicht um des Geldes willen kommen.' Der Unglückliche rang mit seinem Schicksal, da er den Schein meiden wollte, nur vom Elend gezwungen zu uns überzugehen. Eine Ernte war günstig, und er konnte einen Theil seiner Schuld abtragen. Aber je mehr er zahlte, desto mehr drängte man ihn; er erlag endlich der Noth. Vor etwa drei Wochen kam er zu P. Delplace und sagte ihm: ‚Laß mich Christ werden. Ich habe auf dieser Welt nichts mehr zu verlieren und kann für die andere nur gewinnen.' Es war am 15. Januar d. J. (1877). Die Mitglieder seiner Familie und zahlreiche Freunde, die er im Dorfe hatte, vermutheten seine Absicht. Während eines ganzen Tages wurde er von ihnen belagert und mit Vorwürfen bestürmt. ‚Du machst dich zur Schande unseres Namens, unseres Dorfes, unserer Religion!' So hieß es; aber unter all' den Besuchern war keiner, der daran gedacht hätte, ihm zu sagen: ‚Sworup, wenn du willst, so will ich dich mit meinem Gelde unterstützen.' Am andern Tag sollten wir Besitz ergreifen, d. h. Sworup nahm uns in seinem Hause auf. Da sammelte man sich von neuem und dießmal ernstlicher; aber auf die Nachricht, daß die zwei europäischen Sahib bereits im Hause seien, ging man ohne Lärm wieder auseinander. Man entführte dem braven Mann indeß zwei seiner Söhne, die halb freiwillig, halb gezwungen mitgingen; allein glauben Sie nur ja nicht, daß ihnen, nachdem man sie dem Vater entrissen hatte, Jemand ein Asyl angeboten hätte. Zwei Tage lang fanden sie bei ihren Schwiegereltern Aufnahme; dann aber weigerten sich diese, sie länger zu behalten; den beiden ‚verlorenen Söhnen' blieb also nichts übrig, als zum Vater heimzukehren und sich, so gut sie konnten, zu entschuldigen. Dieß ganze Benehmen erscheint hier sehr natürlich, und wir sind die Einzigen, die sich darüber verwundern. Selbst der Bruder Sworups dachte nicht einen Augenblick daran, seinen Bruder zu unterstützen; ja dieser hatte nicht einmal den Einfall, ihn um Hilfe zu bitten: so fremd ist etwas Derartiges ihren Sitten.

Darnach können Sie über den unter den Hindus herrschenden Familiengeist urtheilen. Vermöchten wir in dergleichen Fällen ein kleines Kapital aufzubringen, um den Grundbesitz dieser gutgestimmten Leute schuldenfrei zu machen, so ließe sich unendlich viel Gutes stiften. Das hat P. Delplace hier in Banspallah und mehreren andern Orten gethan, um mehrere dieser armen Katholiken dem Elend zu entreißen. Er verschaffte ihnen so die Möglichkeit, ihre Familien zu ernähren, und die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß sie die ihnen geliehene Summe schon nach 3, 4 oder 5 Jahren zurückerstatten können. Die eingeborenen Katholiken preisen sich glücklich, auf diese Weise den Klauen der Wucherer zu entgehen.

P. Delplace hatte jüngst eine öffentliche Controverse mit den Baptisten. Einer ihrer Prediger hatte sich erlaubt, in Laxmikantipur gegen uns zu declamiren und uns als Götzendiener zu verschreien. Es war dieses am 14. Januar, am Fest des heiligen Namens, geschehen; am folgenden Tag schon ließ P. Delplace überall eine öffentliche Aufforderung an den Prediger anheften, seine Aussage zu beweisen. Der „Reverend" war auf dem Wege nach Khari, als ihm die Herausforderung zukam; er suchte sich zu entschuldigen, aber seine eigenen Leute bestanden darauf, daß er sie annähme; sie suchten ihn sogar in Calcutta auf und sagten, wenn er sich weigerte, so wäre Alles verloren. So kam er denn am 9. Februar. Der Disput fand in der Baptistenkapelle statt und dauerte 6 Stunden. Die Ungereimtheiten, welche dieser arme Mensch vorbrachte, waren haarsträubend. Die artigste darunter war wohl die Ansicht, daß alle Meinungsverschiedenheiten in Auslegung der heiligen Schrift, welche die Sekten trennen, etwas Gott Wohlgefälliges seien; denn indem wir nicht Alle dasselbe glaubten, hätten wir Gelegenheit, die Liebe zu üben. Da er sich auf die Bibel berief, sagte P. Delplace: ‚Aber beweisen Sie mir, daß man die Bibel lesen muß, um gerettet zu werden?' Er versuchte das, blieb aber stecken und mußte endlich gestehen, daß sich das nicht beweisen lasse. Auf dieß hin verließen 5 oder 6 der einflußreichsten Baptisten den Saal; sie konnten ihre Beschämung nicht verbergen. Die Anhänger des Predigers verkünden nun gleichwohl weit und breit, P. Delplace habe mit dem Prediger nur deßhalb ein so leichtes Spiel gehabt, weil er mehr Gewandtheit in der Sprache besessen; man solle aber warten, es werde jetzt der große Padri der Baptisten von Calcutta herkommen, und vor diesem solle der Missionär um Gnade flehen. Wollen sehen! Jedenfalls hat der Herr sich bis jetzt noch nicht angemeldet, und wenn er sich nicht beeilt, so tritt die Hälfte seiner Heerde zu uns über. — In der schönen Mission von Raghabpur baut man jetzt eine artige Kapelle; um Ostern soll sie eröffnet werden. P. Delplace will bei dieser Gelegenheit alle Katechisten, Schullehrer und einflußreichen Katholiken unserer Missionen versammeln, um eine Menge von Punkten genauer zu regeln. Die Versammlung wird ansehnlich werden, und vielleicht werden wir stark genug sein, um den Wucher abzuschaffen oder einzuschränken, für öffentliche Sünden öffentliche Kirchenbuße einzuführen, eine Sparkasse zu gegenseitiger Hilfeleistung zu gründen, die gemischten Ehen zu verbannen u. s. w."

Einem weitern Briefe des hochw. P. Henry aus Morapar vom 2. April d. J. entnehmen wir noch Folgendes:

„Wir hatten hier soeben den Besuch unseres guten Erzbischofs, der so recht die Seele unserer Mission ist und den, wie er selbst sich ausdrückte, der Anblick der begonnenen Bekehrung von Bengalen neu aufleben läßt. Msgr. Steins kam auf der Barke des P. Vrper den Fluß herab und hielt sich zuerst in Gheokali auf, wo in diesem Jahre 29 Firmlinge ihn erwarteten, dann in Buddipur, wo 39 Firmlinge das heilige

Sacrament empfingen. In Khari waren deren nur 12, da bereits im vorigen Jahre 60 Katholiken daselbst gefirmt worden waren. Von Khari wendete er sich nach Ischworipur, wo aus demselben Grunde nur 15 Personen zu firmen waren; endlich nach Banspallah, wo 58 Personen gefirmt wurden. Wenn es für uns jeweilen eine große Freude ist, den Besuch unseres Bischofs zu empfangen, so ist es gleichzeitig aber auch immer eine große Abtödtung für uns, ihm nur einen so ärmlichen Empfang bereiten zu können. — In Banspallah war nicht daran zu denken, den Erzbischof in dem kleinen Loch zu beherbergen, in welchem P. Delplace und ich wohnen. Wir nahmen deßhalb zur Kapelle unsere Zuflucht; aber wie ein Bett bereiten, wenn man weder eine Bettstelle noch Matratzen hat? Wir richteten also einen Strohhaufen her, deckten ihn mit einigen Matten, und das war das ärmliche Lager des Erzbischofs von Calcutta während der drei Nächte, die er in unserem Distrikt zubrachte.

Die Frömmigkeit der braven Christen hier entschädigt ihn aber reichlich für solche Mühseligkeiten. Die kleine Kirche von Banspallah war gedrängt voll, Niemand fehlte, nicht einmal die kleinen Kinder. Zwei oder drei von diesen Kleinen waren sogar Ursache, daß ihre Mütter die Kapelle verlassen mußten und die heilige Firmung nicht empfangen konnten; sonst hätten wir der Firmungen über 60 gehabt. Diese werden nun nächstes Jahr an die Reihe kommen, denn Msgr. Steins hat im Sinn, seine Rundreise künftig jedes Jahr zu machen und die Kinder und Neubekehrten bei Gelegenheit ihrer ersten heiligen Communion zu firmen. Das wird zugleich ein Mittel sein, eine Menge praktischer Punkte regelmäßig zu erledigen. Ich hoffe, daß nächstes Jahr zwei neue Dörfer, nämlich Luckikantipore und Morapaï, zu seiner Aufnahme bereit sein werden. Gleich nach dem Besuche des Erzbischofs verließ ich Banspallah, um mich in Morapaï niederzulassen. Denn das Dorf Banspallah ist nunmehr genügend unterrichtet, und falls nur der Katechist seine Pflicht erfüllt, wird es sich noch immer besser machen. Darüber werde ich indeß schon wachen und Sorge tragen, daß die Kinder gehörig unterrichtet werden, denn von den Kindern hängt ja die ganze Zukunft ab. Zu diesem Zweck hat P. Delplace, indem er mir diesen Distrikt übergab, überall Schulen eröffnet, was, wie ich glaube, zu den günstigsten Ergebnissen führen wird. Wir konnten die Sache einrichten, ohne daß sie uns viel gekostet hätte. In jedem Dorfe haben wir einen Sarkar oder Katechisten, welcher fast nichts zu thun hat, als die Leute beten zu lehren und am Sonntag in der Kapelle vorzubeten, wenn der Priester selbst nicht kommen kann; außerdem hat er noch darüber zu wachen, daß nichts von Bedeutung im Dorfe geschieht, ohne daß der Priester davon in Kenntniß gesetzt wird, und ist irgend welche Arbeit für die Mission im Werk, so überwacht er Ausführung und Zahlung. In dem Grade, als das Dorf die nöthigen Kenntnisse erwirbt, und die Bauten und Einrichtungen vollendet werden, macht das Bedürfniß eines Katechisten sich weniger fühlbar. Wir haben deßhalb daran gedacht, sie überall, wo es thunlich ist, in Schulmeister zu verwandeln. Local und Hausrath einer Schule sind hier bald beschafft. Man breitet in der Veranda der Kapelle einige Matten aus und das Schullocal ist fertig; an Schulbüchern haben wir hinreichenden Vorrath. So konnten wir fast zur nämlichen Zeit fünf Schulen beginnen; diejenigen von Banspallah, Sarbandipur und Sudhasibpur werden von dem Sarkar gehalten, der so nahe als möglich an der Kirche wohnen soll; diejenigen von Luckikantipur und Dhanghata haben je einen eigenen Schulmeister, weil sie je für zwei Dörfer dienen, nämlich für Luckikantipur und Morapaï, für Dhanghata und Chowkitola. Ich habe also augenblicklich in meinem Distrikt fünf Katechisten, zwei Schulmeister und sieben Kapellen. Das ist genug für den Anfang; der Unterricht in jedem Dorf wird mich je 3—4 Monate in Anspruch nehmen. Um ein Dorf zu unterrichten, muß man so viel wie möglich beständig darin wohnen; denn man kann die Leute nur am späten Abend zusammenbringen, dann kommen sie gern, kauern nieder und plaudern bis in die Mitternacht hinein und darüber."

Haiderabad. Das apostolische Vikariat Haiderabad, welches das Gebiet des Nisam umfaßt, wurde am 20. Mai 1851 von Pius IX. gegründet; im Norden wird es durch den Godavery vom Vikariat Wisagapatam und im Süden durch den Kistna vom Vikariat Madras getrennt; im Westen grenzt es an's Vikariat Bombay und im Osten geht es bis zum Golf von Bengalen. Gegenwärtig ist es dem Missionsseminar von Mailand anvertraut und hat seit 1870 zum Oberhirten Msgr. Dominikus Barbero, Bischof von Doliche. Die katholische Bevölkerung in diesem ausgedehnten Vikariate ist noch eine sehr geringe, sie zählt kaum 9000 Seelen, von denen 8300 unter der Jurisdiction des apostolischen Vikars und etwa 700 unter dem Erzbischof von Goa stehen. Auch macht die Mission nur geringe Fortschritte, indem jährlich nur 60—70 Erwachsene getauft werden; im Jahre 1875 meldeten sich 57 erwachsene Heiden zur Taufe, und 21 Protestanten legten das Glaubensbekenntniß ab; im Jahre 1876 wurden 61 Heiden getauft. Diesen geringen Erfolg dürfen wir aber nicht den Missionären zur Last legen; denn einestheils ist deren Zahl so gering, daß sie genug zu thun haben, um die bereits Getauften im Glauben zu erhalten und zu fördern — mit Einschluß des Bischofs sind nur 10 Priester auf einem Gebiete thätig, das halb so groß ist als das deutsche Reich —; anderntheils aber ist ein großer Theil der Bevölkerung, und zwar gerade die herrschende Klasse, muhammedanisch, und wie überall, so bildet auch in Indien der Muhammedanismus für die Ausbreitung des Evangeliums das größte Hinderniß.

Bis jetzt bestehen drei größere Stationen, von denen aus mehrere kleine besucht werden. Die Hauptstation ist Secunderabad, die nur 2 Stunden nördlich von Haiderabad entfernte Lagerstadt der englischen Schutztruppen. Die katholische Bevölkerung zählt etwa 3600 Seelen. Hier hat der apostolische Vikar seinen Sitz; die hübsche und geräumige Kathedrale wurde 1870 erbaut; die bedeutenden Kosten (50,000 Rupien = 100,000 Mark) wurden von den Christen der Station und großentheils von den katholischen Soldaten bestritten; diese letzteren hatten auch selbst in ihren freien Stunden Hand angelegt, wie dieses auch schon bei der ersten Kirche von Secunderabad, welche in den Jahren 1848 und 1849 errichtet wurde, der Fall gewesen war. Dicht neben der Kathedrale liegt ein großes Gebäude, welches früher den Missionären als Wohnung und zugleich als Knabenschule diente, seit 1870 aber den Schwestern von der hl. Anna aus Turin als Spital und Waisenhaus und für eine Mädchenschule überlassen wurde[1].

[1] Unser Bild S. 193 ist nach einer Photographie angefertigt, die aufgenommen wurde zur Zeit, als das Gebäude noch als Knabenschule diente.

Die Hauptstadt Haiderabad selbst mit den beiden Nebenstationen Chaddergaut und Wunpurty hat 1400 Katholiken. In Chaddergaut, das kaum ein Stündchen von der katholischen Kirche der Stadt entfernt liegt, befindet sich das Seminar, mit dem ein katholisches Colleg verbunden ist. Das Gebäude ist das erste europäische Haus, welches im Gebiete des Nisam aufgeführt wurde; vor etwa 30 Jahren erwarb es der erste apostolische Vikar, Msgr. Murphy, jetzt Bischof von Hobarttown in Tasmanien, und errichtete dort eine katholische Schule; heute ist dieselbe zu einem blühenden Colleg herangewachsen, in welchem die Zöglinge zum Eintritt in die höheren Ämter befähigt werden; ein großer Theil der jetzigen Oberbeamten des Nisam ist aus dieser Bildungsanstalt hervorgegangen.

Trimulgherry, etwa 1 Stunde nördlich von Secunderabad, ist die dritte Hauptstation; mit seinen beiden Filialen Bolarum und Warrangul hat es gegen 2700 Katholiken. Die hübsche Kirche wurde von der englischen Regierung für die Katholiken der hier liegenden Truppen erbaut.

Außer diesen drei Hauptstationen gibt es noch eine Anzahl kleinerer, die aber keinen ständigen Seelsorger haben, sondern jährlich einige Male von den Missionären besucht werden.

Katholisches Colleg zu Chaddergaut bei Haiderabad.

Westafrikanische Inseln.

Insel St. Helena. Der Missionär M. Moreau schrieb den 20. Mai d. J. aus Jamestown folgenden Brief an den Hochw. Herrn Planque, Obern des Werkes der afrikanischen Missionen zu Lyon:

„Drei Jahre sind es, daß wir hier sind, und noch haben wir unsere Kapelle, die den Einsturz droht, nicht restauriren können. Der furchtbare Zerstörer aller Gebäude ist hier die sogen. weiße Ameise, ein Insekt, das sich nur dadurch von einem Wurme unterscheidet, daß es Beine hat. Es greift leichte Holzarten, mit Vorliebe das Tannenholz, an. Es frißt sich in die Balken und Bretter ein, zerstört das ganze Fasergewebe und läßt nichts übrig als eine Rinde von 1 mm. Dicke, die bei bloßer Berührung in Staub zerfällt. In Folge der Menge der Arbeiter — sie sind zu hunderttausenden thätig — geht das Werk der Zerstörung rasch von statten. In die Mauern, in die Bretter, in den Erdboden, überall dringen die weißen Ameisen ein. Hatte ich doch ein Stück Tannenholz 10 cm. tief in die Erde vergraben und fand es Tags darauf von diesen Thieren in Angriff genommen, deren bereits einige 20 sich darin festgesetzt hatten.

Als Wohnung dient uns ein altes steinernes Gebäude, aber zwischen den Steinen haben sich die weißen Ameisen eingenistet. Das ganze Gebälke des Hauses und der Kapelle, sowie alle Kirchenbänke sind aus Tannenholz: man stelle sich die Verwüstung vor, welche jene Thiere hier angerichtet haben. Die Mauern sind durchwühlt, die Dielen krachen unter den Füßen, die Decke ist an mehreren Stellen durchlöchert und das Dach ist theilweise eingesunken.

Seit 5 Monaten haben wir anhaltende Hitze; aber kömmt einmal die Regenzeit, so steht zu befürchten, daß das ganze Gebäude unter der Last des Regenwassers zusammenstürzt. Noch größere Gefahr droht uns von den Orkanen, die zuweilen in der Ebene von Jamestown wüthen. Am Sonntage, der Vigil vor Weihnachten, riß ein Windstoß in der Stadt mehrere Dächer herunter, und während ich die heilige Messe las, krachte über meinem Haupte das Dach in allen Fugen. Ein Neubau der Kapelle von Grund auf ist dringend geboten.

Seit der Durchstechung der Landenge von Suez hat die Station von St. Helena viel an Wichtigkeit verloren; denn sehr viele Schiffe, die von Indien und China kommen, umschiffen nicht mehr das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Zahlreiche Familien, die keine Arbeit mehr fanden, sind daher ausgewandert; jetzt ist jedoch das Gleichgewicht der Bevölkerung und der Arbeit wieder hergestellt, die Schiffe treffen wieder zahlreicher ein; man darf also hoffen, daß St. Helena wieder aufkommen wird.

Außer den einheimischen Katholiken zählt die Mission viele fremde. Auf allen Schiffen befinden sich katholische Seeleute, die kommen, um den Priester zu besuchen und in der Kapelle ihre Andacht zu verrichten. Sehr viele gibt es namentlich auf den zahlreichen Walfischbooten: lagen doch letzthin nicht weniger als 14 amerikanische Walfischboote im Hafen von St. Helena vor Anker. Unter den Seeleuten sind Franzosen von den Inseln Bourbon und Mauritius und Portugiesen besonders häufig; letzten Sonntag waren deren mindestens 15 bei der heiligen Messe zugegen.

Auch die englischen Kriegsschiffe, die an den Küsten von Congo, Lagos und Accra stationirt sind, legen, so oft es der Gesundheitszustand der Mannschaft erfordert, hier an; denn das hiesige Klima gilt als vorzüglich. Vor einiger Zeit ging das Gerücht, daß England beabsichtige, St. Helena zu einem

Marinedepot zu erheben: dieses Gerücht hat jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit als jenes andere, demzufolge Italien nach dem Besitze der Insel trachte, um seine Verbrecher hierhin zu deportiren.

In Folge der Schwierigkeiten, die wir früher hinsichtlich des Friedhofes mit dem anglikanischen Bischofe hatten, waren wir bei der englischen Regierung um Abtretung eines gesonderten Grundstückes eingekommen, das uns auch bewilligt wurde. Eine Subscription lieferte die Mittel, dasselbe mit einer Mauer zu umgeben und mit einem eisernen Thore zu versehen."

Brasilien.

Santa Cruz. (Deutsche Mission in der Provinz Rio Grande do Sul.) Der nachfolgende Auszug aus einem Briefe des hochw. P. Franz Suzen S. J. an einen seiner Mitbrüder bietet uns ein so anschauliches Bild von der Thätigkeit der aus Deutschland vertriebenen Jesuiten unter den deutschen Kolonisten Süd-Brasiliens, daß wir ihn trotz seines mehr privaten Charakters mittheilen zu dürfen glauben. In einer der nächsten Nummern werden wir ausführlicher auf die ganze Mission zurückkommen. Der Brief des hochw. P. Suzen ist aus Santa Cruz vom 5. Mai d. J. datirt.

Hindu-Begräbnißplatz bei Haiderabad.

„Am 26. Sept. v. J. verließ ich gegen Mittag Porto Alegre, um mich nach meinem jetzigen Aufenthaltsort zu begeben. Der kleine Dampfer „Guapo" (der Kühne) trug mich und meine wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken des Jacuhy, eines Flusses von der Breite und Tiefe des Neckar bei Heidelberg, in westlicher Richtung landeinwärts. Des anderen Morgens landeten wir im Städtchen Rio Pardo (Brauner Fluß) an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens, welches der Stadt den Namen gab. Ich bestieg nun einen mit sechs Pferden bespannten Wagen, der eine Ladung Tabak hierhin gebracht hatte und im Begriffe stand, leer nach der Kolonie Santa Cruz zurück zu fahren. Vor uns lag der Campo, eine lang und breit hingestreckte, unebene, grasbewachsene Fläche, auf welcher sich zahlreiche Pferde- und Rindviehheerden herumtrieben, die zu den zerstreut liegenden Estancias (Landgütern) gehören. Am kleinen Rio Pardo entlang führte unsere Straße bald auf, bald ab, jetzt rechts, jetzt links abbiegend, hier schmal, dort 100 m. breit; es ist eben eine brasilianische Straße, und zwar selbstverständlich eine sehr vortreffliche (bei den Portugiesen ist nämlich Alles excellente und excellentissimo). Seit 15—20 Jahren fahren hier Wagen und traben Pferde, Maulthiere und Ochsen einher; jeder Fuhrmann und Reiter hat sich bald mehr rechts, bald mehr links den bequemsten Durchgang gesucht, und so ist die Straße entstanden. Straßenbaucommissionen, Inspectionen und andere dergleichen Civilisationspflanzen gedeihen hier wegen allzu großer Hitze nicht; dennoch werden jährlich sehr große Summen für Straßenbau von der Regierung verausgabt, aber es scheint, auch diese werden von der riesigen Hitze aufgesogen, ehe sie ihre Bestimmung erreicht haben. Nach 5 Stunden begann der Weg zu steigen, wir kamen allmählig auf ein mäßiges Hochland und standen nach einer 7—8stündigen Fahrt mitten in einem Gebirgskessel, der von niedern, dicht bewachsenen Höhen gebildet wird. Wir sind in Santa Cruz oder eigentlich San Joao de Santa Cruz, am Orte meiner jetzigen Thätigkeit.

Wenn Sie erlauben, will ich Sie ein wenig herumführen, Ihnen unsere Herrlichkeiten zeigen. Wie Sie wissen, befindet sich hier eine kleine Residenz unseres Ordens; P. Feldhaus ist Superior und Vigario (so nennt man hier die Pfarrer). Santa Cruz selbst, bisher nur Kolonie (die Kolonien stehen außerhalb der gewöhnlichen und ordentlichen Staatsverwaltung), wurde neulich von der Assemblea provincial für würdig und reif erklärt, um unter den Polizeistock zu kommen, der übrigens hier nicht viel zu bedeuten hat, denn „as leis sao para os estupidos", „die Gesetze sind für die Dummköpfe", sagt der Brasilianer. Santa Cruz also wurde zur Villa erhoben mit selbständigem Municipio und Verwaltung, und umfaßt einen sehr ausgedehnten Distrikt mit einer Bevölkerung von etwa 8—10,000 Menschen; etwa $^9/_{10}$ derselben sind Deutsche und von diesen ist die Hälfte protestantisch. Der Landsmannschaft nach sind die katholischen Deutschen unserer Pfarre theils Schlesier, theils Moselaner, theils Pfälzer; die Protestanten sind vielfach aus Pommern. Sehen wir uns den Mittelpunkt dieses 10 Stunden im Umkreis betragenden Municipiums an, das Santa Cruz κατ' ἐξοχήν oder das Fechinal, wie die Kolonisten sagen. Hier steht die Pfarrkirche zum hl. Johannes Baptista (A igreja matriz de Sao Joao Bapt.), welche 400—500 Menschen faßt; nicht weit davon das Herz-Jesu-Haus, ein statt-

licher Bau, in welchem sich das Noviziat der Franziskanerinnen befindet, sowie die deutsche katholische Volksschule, welche von etwa 150 Kindern, Knaben und Mädchen, besucht wird. Daran reihen sich die Häuser von 400—500 Einwohnern, welche ohne Ausnahme entweder Handwerker oder kleine Kaufleute sind; leider ist die Mehrzahl der hier Wohnenden akatholisch. Die Protestanten besitzen ein Bethaus, einen Kirchhof, eine Schule und halten sich einen Prädicanten, obgleich sie hier, wie überall in Brasilien, in mehrere Parteien gespalten sind. Nach vielleicht 20 Jahren werden sie auch die letzten Trümmer des Christenthums, welches ihre Vorfahren aus Europa mit sich brachten, vollends weggeworfen haben. Außerdem befindet sich hier eine brasilianische d. h. in portugiesischer Sprache geleitete Schule, welcher eine Dame, una senhora professora (Sie sehen, man muß hier etwas höflicher werden) vorsteht. Zum Überfluß hat sich in vergangener Woche nun noch ein professor publico, d. h. ein Schulmeister, der ein Jahr lang die Normalschule zu Porto Alegre besucht hat, hier niedergelassen. Man liebt hier das System der Schnellbleiche und der Dampfmaschinen; das Lernen, Studiren u. s. w. überläßt man den Europäern; einem Brasilianer genügen die hochtönenden Titel, und diese ersetzen gar oft das Wissen; auf diese Weise sind wir mit Bildungsanstalten reich gesegnet. Dieses wäre also der Mittelpunkt von Santa Cruz.

Von hier aus gehen strahlenförmig nach allen Richtungen die Pikaden oder Schneiße, wie sich die deutschen Kolonisten das Wort übersetzt haben. Diese Pikaden ziehen bald den Höhen der Berge entlang, bald durchschneiden sie die Thäler; ursprünglich schmale Wege, sind sie jetzt breitere Straßen geworden, an denen rechts und links die Kolonien liegen. Kolonien im engeren Sinne heißen nämlich die Besitzungen der Pflanzer; gewöhnlich umfassen dieselben mehrere hundert Morgen Landes. Haupterzeugnisse derselben sind Tabak, Mais und Bohnen; außerdem gedeihen auch die Kartoffeln recht gut, sowie andere ähnliche Wurzelgewächse, die hier sehr beliebt, aber süßer sind als die Kartoffeln. Von Obstsorten sind besonders die Laranjas (Orangen) am verbreitetsten; deutsche Obstarten dagegen sind hier sehr wässerig und fade, weil das Holz sich zu rasch entwickelt. In den letzten Jahren hat man auch angefangen, Reben zu pflanzen und wurde besonders in diesem Jahre ein guter Wein erzielt.

Was nun unsere Thätigkeit betrifft, so können Sie aus der großen Ausdehnung der Pfarrei und den noch unfertigen Zuständen leicht schließen, daß dieselbe eine sehr mannigfaltige ist. An den Sonn- und Feiertagen wird im Hauptorte regelmäßiger Gottesdienst gehalten und fleißig besucht. Die Kolonisten kommen zu demselben aus ihren Pikaden 1—5 Stunden weit her, alle, Vater, Mutter, Kinder, zu Pferde oder auf Maulthieren. Die entfernteren Pikaden, d. h. jene, die 3—7 Stunden von der Pfarrkirche entfernt sind, werden zu bestimmten Zeiten mehrmals im Jahre besucht, und der Missionär verweilt dann daselbst mehrere Tage, um die heilige Messe zu lesen, zu predigen und die laufenden Pfarrgeschäfte in Ordnung zu bringen. Bei besonderen Gelegenheiten wird jedoch auch in den nähergelegenen Pikaden Gottesdienst gehalten. Außerdem werden von hier aus so viel möglich die Schulen besucht, und endlich wird man bald hierhin, bald dorthin gerufen, um Kranke mit den heiligen Sacramenten zu versehen oder Beerdigungen vorzunehmen. So ist unsere Thätigkeit bisweilen sehr anstrengend, und es kann geschehen, daß man die ganze Woche kaum aus dem Sattel kommt. Mit den katholischen Deutschen muß man im Allgemeinen zufrieden sein; allerdings paradiesische Zustände haben wir auch hier nicht; manche Einwanderer haben eben die alte Heimath bankerott an Religion wie an Vermögen verlassen und hier weder das Eine noch das Andere bisher wiedergefunden; natürlich fehlt es deßhalb auch an Schwierigkeiten und Verdruß nicht.

Am besten werden Sie wohl einen Theil unserer Thätigkeit verstehen, wenn Sie mich auf meinem ersten apostolischen Ausflug in die Pikade Santa Emilia begleiten.

Am 5. Februar, Morgens 11 Uhr, trat ich mit einem Begleiter, einem Bewohner der Kolonie Mont' Alverno, welcher zunächst der gegenwärtige Besuch gilt, die Reise an. Mein Begleiter hat auf seinem Pferde rechts und links zwei große, schwere Ledertaschen, welche das vollständige Altargeräth u. s. w. und das Nothwendigste und Unentbehrlichste für den Missionär enthalten; denn der Ausflug wird etwa zehn Tage beanspruchen. Die Thiere, welche wir reiten, sind noch frisch, und so geht's im kurzen Trab lustig voran. Nach einer halben Stunde sind wir bereits mitten im Urwald; bald erhebt sich das Terrain, bald senkt es sich wieder, bald durchschneiden wir ein Thal, bald klettern wir wieder einen Berg hinauf; so zieht sich in buntem Wechsel unsere Straße dahin. Die Höhen, über welche wir kommen, haben viel Ähnlichkeit mit denjenigen des deutschen Odenwaldes oder der Wesergebirge; nur herrscht der große Unterschied, daß hier das Gebirge von der Sohle bis zum Gipfel mit dem dichtesten Wald bedeckt ist.

Der Urwald hat einen eigenthümlichen Reiz, nicht wegen der Höhe des Holzes — die Bäume werden hier kaum höher sein als in Deutschland —, sondern wegen der großartigen Üppigkeit und der bunten Unregelmäßigkeit. Die verschiedensten Arten von Laubholz stehen theils als Bäume, theils als Gesträuche bunt wuchernd neben- und untereinander. Dann wechseln sie wieder mit Gruppen schlanker Palmen und Palmiten; zwischendurch sehen Sie überall große, oft 6—8 m. hohe Farren mit armdickem Stengel. All dieß Holz aber ist von unten bis oben mit Schlingpflanzen bedeckt und überladen, die sich überdieß noch von einem Baume zum andern weiterschlingen. Da sie Alles, auch die Felsen überwuchern, so geben sie dem Wald und Berg ein wogenförmiges Aussehen, so daß man aus geringer Entfernung kaum einen einzelnen Baum unterscheiden kann. Alles ist üppig grün, und dazwischen zeigen die Schlingpflanzen ihre großen, reichfarbigen Blüthen: weiß, gelb, roth, blau, violett u. s. w. Nehmen Sie dazu noch das fürchterliche Geschrei der grünen Papageien, welche zu Tausenden hier hausen und von hier aus ihre Raubzüge auf die Reis- und Maisfelder unternehmen, das Mark und Bein durchdringende Zirpen der großen Cicaden, das hundeähnliche Brüllen der rothen Affen — und der Urwald ist fertig.

Die Sonne brennt fürchterlich, denn wir sind noch mitten im Sommer, und in welchem Sommer! Vier Monate schon fiel kein Tröpfchen Regen; der Campo ist so ausgedörrt wie die Fahrstraße, alle Bäche und Quellen sind vertrocknet. Zum Glücke brauchen wir nicht zu Fuß zu gehen, es wäre auch bei den schlechten Wegen eine Unmöglichkeit. Wir galoppiren eine Strecke, dann lassen wir in kurzem oder langem Trab das Pferd laufen und ersetzen so den etwas kühlenden Wind. Das Reiten hat seine

Annehmlichkeiten und ist hier eine unbedingte Nothwendigkeit; es hat aber auch seine Schattenseiten, wie jegliches Ding in der Welt, und das namentlich für den Anfänger; einmal z. B. ist der Sattel zu hart, ein anderes Mal hat das Thier einen zu schweren Gang und der Ritt dauert drei bis fünf und mehr Stunden in glühender Sonnenhitze u. s. w. Welche Qual das verursachen kann, mögen Sie sich selbst ausmalen, während wir unsere Reise fortsetzen. Die Einförmigkeit des Waldes und des Campo wird bald hier bald dort durch niedergehauene und niedergebrannte Stellen unterbrochen; mitten in diesen Ausrodungen steht die Wohnung des betreffenden Colonisten, d. h. eine Hütte von Holz oder Lehm, oder, wenn's hoch geht, von Backsteinen; einen Stall oder dergleichen braucht man nicht, denn das Vieh läuft im Freien herum; an der Stelle der verbrannten Bäume, die hier wie Unkraut behandelt werden, weil sie Niemand kauft, sind Tabak und andere Pflanzungen getreten.

Unterdessen sind wir nach sechsstündigem Ritt in der „alten" Pikade von Mont' Alverno angekommen; ich werde bei einem Kolonisten untergebracht, für die Pferde sorgt mein Begleiter. Als Schlafzimmer weist man mir die Wohnstube der Familie an, weil es der schönste Raum sei; ich muß also warten mit meiner Ruhe, bis sich die ganze Familie zurückgezogen hat, und am folgenden Morgen muß ich mich trotz meiner Müdigkeit beeilen, mein Lager zu verlassen. Sofort geht's zur Kapelle, selbstverständlich wieder zu Pferd, schon des meterhohen und nassen Grases wegen, durch welches unser Weg führt. Hier beschäftigen mich Taufen, Beichten, die heilige Messe und die Predigt bis 12½ Uhr. Dann kehre ich erst in mein Standquartier zurück, um mich etwas zu stärken. Als Kapelle dient hier das geräumige Schulhaus. Der folgende Tag bringt dieselbe Thätigkeit: Beichthören, Predigt und heilige Messe. Nach derselben nehme ich meine sieben Sachen wieder zusammen, packe sie gut ein, verabschiede mich und reite weiter nach der Kolonie von Brazil, welche drei Stunden weiter liegt. Zugleich nehme ich das heilige Sacrament mit, um einem Kranken, der eine Stunde von Mont' Alverno entfernt wohnt, die heilige Communion zu spenden. Außerdem wird noch ein Besuch bei einem Schweizerkolonisten gemacht und werden noch unterwegs drei Kindergräber eingesegnet und Abends 6 Uhr kommen wir nach Brazil. Der Gottesdienst wurde hier in einer großen Privatwohnung gehalten und ich selbst hatte ein eigenes Zimmerchen. Vor dem Gottesdienst — es war Sonntag — meldete man mir einen schweren Krankenfall. So stieg ich denn nach der heiligen Messe, 1 Uhr, wieder zu Pferde. Nach 1½stündigem raschen Ritt über völlig schattenlose Höhen erreichte ich den Kranken, spendete ihm die heiligen Sacramente und erst nach meiner Rückkehr, Abends 6 Uhr, nahm ich endlich das Mittagsmahl ein. Montag wieder heilige Messe, Predigt, Beichten, Taufen und mancherlei andere Dinge, um welche der Pater angegangen wird. Nach Erledigung aller Audienzen standen wieder zwei Personen mit Pferden bereit; der Eine war mein Begleiter, welcher mich zur nächsten Kolonie bringen sollte, der Andere war ein erst vor wenigen Monaten eingewanderter Böhme, welcher mich unter Thränen bat, das Grab seiner jungen Frau einzusegnen. Obwohl dadurch meine Abreise um mehrere Stunden verschoben wurde, wollte ich den betrübten Mann, dem Gott ein so schweres Opfer auferlegt hatte, dieses Trostes nicht berauben und ich folgte ihm also. Es war dieses der schönste und großartigste Ritt auf meiner dießmaligen Tour. Es ging etwa 1½ Stunde in den Urwald hinein, den vor wenigen Wochen zum ersten Male die Axt berührt hatte; bald steil hinauf, bald jäh hinunter, bald über breite Bäche führte ein Weg, gerade breit genug, daß Pferd und Reiter durch konnten. Nachdem ich den Wunsch meines guten Böhmen erfüllt hatte, zogen wir weiter. Wir mußten eilen; der Weg war gefährlich, der Himmel ringsum bedeckt, ein starkes Gewitter hatte mich bereits Nachmittags überrascht. Mein Begleiter ritt auf seinem Maulthier voraus, ich zu Pferd hintendrein. Drei volle Stunden führte der Weg durch den Wald; aber was für ein Weg? Vor zehn Jahren hat sich zuerst ein Kolonist mit Axt und Messer einen Durchgang gebahnt, seine Nachfolger sind der Spur gefolgt und haben sich durchgeholfen, wie sie konnten, ohne sich darum zu kümmern, ob das nachwachsende Gestrüpp den schmalen Pfad wieder ungangbar machen werde. Gerade so machten wir es auch. Hier hat der Sturm oder das Alter ein paar Bäume quer übergeworfen, man läßt sie liegen und geht um sie herum; dort haben sich die Schlingpflanzen querüber gesponnen; man bückt sich eben und schlüpft durch, wie es geht. Bald heißt es: „Nimm deinen Kopf in Acht"; bald „die Knie", bald „die Füße"; denn das Pferd ist zwar sehr vorsichtig für sich selbst, aber nicht auch für den Reiter. Bald nach 6 Uhr überfiel uns schon die Nacht, und obwohl mein Führer den Weg gut kannte und namentlich ein zuverlässiges Maulthier hatte, verirrten wir uns doch mehrere Male und standen plötzlich rathlos zwischen den Bäumen und dem Gebüsch, das keinen Durchlaß bot. Es war buchstäblich dunkel wie in einem Sack. Wir fanden uns aber immer wieder zurecht und gelangten endlich in's Freie. Abends 8½ Uhr waren wir in der Kolonie Santa Emilia. Hier befindet sich eine Holzkapelle. Meine Beschäftigungen während meines dreitägigen Aufenthaltes waren die nämlichen, wie auf den anderen Stationen. Dann ging es — Donnerstag, 1. März — nach dem Pinhairol (Fichtenwald) oder wie die Deutschen sagen: verlorenen Winkel; Entfernung von Santa Emilia: sechs Stunden zu reiten. Hier wurde wieder an zwei Tagen in einem Privathaus gepredigt und die heilige Messe gefeiert. Und nach einem drei- bis vierstündigen Ritt war ich Samstag den 3. März, Abends, wieder zu Hause.

Sie sehen, Großthaten sind hier nicht zu verrichten. Wir müssen die Seelen suchen, und zwar oft sehr weit. Auch glänzende Prediger können hier keine Geschäfte machen; es fehlt das Publikum dazu. Obwohl die früheren Vigarios und P. Feldhaus namentlich in jüngster Zeit viel für die Schulen thaten, besucht doch nur ein Theil der Kinder dieselben und von diesen bleiben viele wieder nur sehr kurze Zeit, so daß sich wenig festsetzen kann. Ein Kind zwei Jahre in die Schule zu schicken, ist für einen Kolonisten schon eine lange Zeit. Da können Sie sich denken, was und wie man predigen muß.

So viel für heute über meine erste Thätigkeit.

Miscellen.

Über den Protestantismus und die Heidenmission schreibt uns ein Missionär aus Indien: „Die Begegnung von Protestanten und Heiden führt immer zur Verachtung des Christenthums. Msgr. Anton Trollope gibt als Resultat seiner Erfahrungen in diesem Punkte das Sprüchwort: Vertraulichkeit erzeugt Verachtung. Wie sollte es anders sein? Der Hindu z. B. lebt der tiefsten Überzeugung, daß Gebet, Betrachtung und Bußwerke von der wahren Religion unzertrennlich sein müssen; und diesen wird alles Ernstes von einem anglikanischen Bischof von Calcutta, dem verstorbenen Herrn Dr. Cotton, versichert, daß die Bußübung kein Bestandtheil des evangelischen Systems sei. Was muß da der Hindu denken? Mehr noch als das weltliche Leben und Treiben und der Prachtaufwand und Luxus protestantischer Missionäre tragen ihre Widersprüche und die fanatische Bekämpfung der katholischen Kirche dazu bei, den Heiden Haß und gründliche Verachtung des Christenthums einzuflößen. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Äußerung von Herbert Meade über einen protestantischen Missionär: ‚Er sprach mit mir fast eine halbe Stunde, ohne ein Wort gegen die römisch-katholischen Missionäre zu sagen.‘ Die Ausnahme von der Regel schien ihm so auffallend, daß er sie einer besondern Erwähnung werth hielt. Eine der unheilvollsten Wirkungen des Protestantismus ist die, daß er die Heidenbekehrungen unmöglich macht. Tausende von protestantischen Zeugen bestätigen diese Wahrnehmungen. Die Heiden meinen, eine Religion, die in hundert abweichenden und sich gegenseitig bekämpfenden und verlästernden Gestaltungen sich ihnen darbiete, könne nicht die wahre sein; anstatt daher zu untersuchen, ob nicht die katholische Religion, gegen welche alle Andern ankämpfen, allein die wahre sei, verwerfen sie auch diese zugleich mit den protestantischen Sekten, von denen sie mit Recht bemerken: ‚Was soll das für eine Religion sein, die von ihren eigenen Bekennern stets verändert und verbessert werden muß?‘ Palgrave erzählt, daß auch Muhammedaner erklären, ‚so eine Religion, wie die protestantische, verdiene nicht, daß ein ernster Mann ihr Beachtung schenke.‘“

Einnahmen der katholischen Missionsvereine. Aus den Rechnungsablagen der beiden bedeutendsten katholischen Missionsvereine erhellt, daß auch im Jahre 1876 der Eifer der Katholiken für das Missionswerk zugenommen hat. Der St. Franziskus-Xaverius-Verein von Lyon verzeichnet für das Jahr 1876 eine Gesammteinnahme von 4,744,680 Mark; die Einnahme im Jahre 1875 hatte 4,585,594 Mark betragen; somit stellt sich eine Zunahme von circa 160,000 Mark heraus. Der Kindheits-Verein verzeichnet für 1876 die Summe von 1,995,020 Mark gegen 1,883,061 Mark im Jahre 1875, also ebenfalls eine Mehreinnahme von über 110,000 Mark. An letzterer Zunahme hat auch Deutschland sein Verdienst, indem im Jahre 1875 die deutschen Kinder 343,347 Mark beitrugen, im Jahre 1876 aber 363,424 Mark, also ein Plus von über 20,000 Mark. Was speziell die preußischen Diözesen betrifft, so ergaben deren Beiträge im Jahre 1875 183,438 Mark, im Jahre 1876 aber 193,088 Mark, also auch hier eine Zunahme von fast 10,000 Mark, obgleich der Verein der heiligen Kindheit aus den Schulen ausgeschlossen worden ist. Zwar hat der Xaverius-Verein in Deutschland eine ziemlich bedeutende Mindereinnahme gehabt (417,328 Mark im Jahre 1876 gegen 455,938 Mark im Jahre 1875); allein dieser Ausfall ist wohl mehr ein scheinbarer, als ein wirklicher, indem einestheils noch nicht alle Beiträge eingesendet, und anderntheils, wie es scheint, von einzelnen Vereinen die Beiträge direkt übermittelt wurden — aus leicht begreiflichen Gründen.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Aus Werl	5.—
Von K. A. B. H.	6.—
Von Karl Oppermann, Oekonom in Duderstadt, durch Hövener in Duderstadt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns“	15 —
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus L, zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Anton von Padua	30.—
Von F. H. in Gr.	42 —
Von C. B. aus Oberbayern, durch Herder & Co. in München	10.—
Von F. Sch.: „Jesu miserere mei“	50.—
Von Schloß Wolfegg, durch P. Lycht.	44 —
Von Frl. Anna Guilhardt in Sigmaringen	12.—
Von Frau A. Aibsburger und Sohn Anton, durch M. Seisenberger, Lycealprof. in Freising	25 50
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Aus Werl	5.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:	
Aus Werl	5.—
Aus Tiegenhof	100.—
Von T. W. in O., durch Herder & Co. in München	5 10
Für die Mission des hochw. P. Trincal S. J., Ap. Vikariat Madura:	
Von einem Priester der Diözese Brixen ö. W. fl. 10.	16.38
Für den hochw. Bischof zu Beirut (Syrien):	
Von Pfr. Strobel in Thalheim, durch die Redaktion des Freiburger Kirchenblattes	24.—
Für die armen Christen in Pondichery:	
Von A. v. B. in M.	60 —
Von Pfr. Strobel in Thalheim	10.—
Von v. Bouverot in Düsseldorf	20.—
Von Frl. B. in Freiburg i. B.	10 —
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Süd-Indiens:	
Von N. N. in Zürich	5.—
Von J. B. S. und J. G.	12 —
Aus M.-Gladbach	32 —
Ungenannt aus Dorsten	5.—
Von Pfr. Strobel in Thalheim	40.—
Von J. M. K. aus Karlsruhe	120.—
Aus Werbachhausen	3.—
Von Pfr. Eckert in Ziegelhausen	196.70
Von M. Willems, Vikar in Malmedy	13.50
Von Droste in Geleen (Holland)	30 —
Aus Düren: „Für himmlischen Gewinn“	300.—
„ „ „Heiligste, unbefleckte Jungfrau, beschütze unsere Kinder“	300.—
Von Oberlehrer H. in M.	10.—
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von einer Wohlthäterin zu Betra (Hohenzollern), durch die Redaktion des Freiburger Kirchenblattes	50.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von Pfr. Kosciemski in Barlozno	36.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von Vikar N. N.	10.—
Aus Werl	5.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Von Karl Gastinger in Wolfschädlmühl	8.—
Von Pfr. Strobel in Thalheim	10 —
Von K. A. B. H.	3.—
Aus Immekeppel (Post Bensberg, Rheinpreußen)	10.—
Für die Mission in Lappland:	
Von Th. T. in Rheine	20.—
Für die Mission der Indianer in den westlichen Staaten von Amerika:	
Von P. St. P. P., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	3 85
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Aus Werl	5.—
Von Gotth. Hasenöhrl, Kaplan in Röhrnbach	71.—
Für Bilder für die Missionen:	
Aus Werl	5.—
Für verschiedene Zwecke:	
Ungenannt aus Prag ö. W. fl. 200.	342.86
Von Kaplan Straub in Oberstadion (Württemberg)	10.—
Von F. Sch.: „Jesu miserere mei“	50.—
Von C. B. in Lemgo	3.—
Von J. M., durch B. Herder in St. Louis, Mo.: „Ite et vos in vineam Domini“	385.—
Von Dr. W. in Amberg, durch Herder & Co. in München	10.—
Aus dem Allgäu (Württemberg)	100.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.